Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privatanzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 36. | **Nebra, Sonnabend, 4. Mai 1912.** | **25. Jahrgang.**

Zur Duellfrage.

⊕ In der Budgetkommission des Reichstages gab der preußische Kriegsminister v. Heeringen eine eingehende Erläuterung zur Duellfrage, über die er sich kürzlich im Reichstage äußerst scharf ausgesprochen hatte. Es handelte sich damals um den Fall des Sanitätsoffiziers Dr. Sambeth, der aus religiösen Grunden ein Duell verweigert hatte und dem dann nahegelegt worden war, seinen Abschied zu nehmen, obwohl der Kaiser entschieden hatte, daß „eine Duellverweigerung aus religiösen Gründen nicht zum Gegenstande einer ehrengerichtlichen Untersuchung gemacht werden könne.“ Zu seiner Äußerung im Reichstage, daß ein Mann, der das Duell als standesgemäße Genugtuung verweigere, nicht im Offizierskorps verbleiben könne, erklärte jetzt Herr v. Heeringen: „Der Herr Abg. Erzberger (Zentr.) bezeichnete am 24. April die über die Verabschiedung des Oberarztes Dr. Sambeth ergangene Allerhöchste Order als einen „Schlag gegen das christliche Volk“. In der Erregung darüber gab ich meiner Erwiderung eine

ungewollt scharf klingende Fassung,

die zu meinem Bedauern zu vielen Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat. Ich habe niemals im Sinn gehabt, einen Herrn, der aus reinen und edlen Motiven Duellgegner ist, als weniger würdig anzusehen. Ich habe den mir von der Presse in den Mund gelegten Ausdruck: „Paßt nicht in die gesellschaftlichen Kreise“, wie der Einblick in das unkorrigierte Stenogramm zeigt, überhaupt nicht gebraucht. Ich würde mich mit einer Herabsetzung dieser Gegner des Zweikampfes auch mit der angegriffenen kaiserlichen Order in schroffen Gegensatz gebracht haben, denn diese vertritt ja gerade den umgekehrten Standpunkt, nämlich daß hier überhaupt keine un[illegible] Handlung vorliege. Dr. Sambeth hatte sich jedoch mit der Begründung seiner Duellverweigerung in Gegensatz zu seinen Standesgenossen gebracht. Seine Auffassung — und die meinte ich bei meiner Erwiderung — gipfelte darin, daß er den Zweikampf mit seinem Beleidiger ablehne in Rücksicht auf die göttlichen Gebote, die menschlichen Gesetze, die logische Vernunftlehre, seine Stellung als Familienvater und die Genugtuungs-Unfähigkeit seines Gegners. Für die letztere Behauptung konnte er nichts als dessen angeblich schlechte finanzielle Verhältnisse anführen. Wenn die Allerhöchste Order den Dr. Sambeth zur Einreichung seines Abschiedsgesuches veranlaßte, so hat sie damit

keinen neuen Grundsatz

aufgestellt, sondern das vertreten, was in der deutschen Armee von jeher geherrscht hat und noch herrscht, und das bei den zahlreichen Duelldebatten im Reichstage in den Erklärungen meiner Amtsvorgänger stets Ausdruck gefunden hat. Danach steht die Duellverweigerung in einem so scharfen Widerspruch zu den in der Armee und in weiten Kreisen darüber hinaus tatsächlich herrschenden Anschauungen über die Wiederherstellung verletzter Ehre, daß Offiziere, die im gegebenen Falle den Zweikampf verweigern, in einen Gegensatz zu Grundüberzeugungen ihrer Kameraden geraten, der nicht ertragen werden kann. Trotzdem sehe auch ich den

Zweikampf als ein Übel

an und werde wie bisher mit allen Mitteln zu dessen Einschränkung beitragen, wie dies meine Pflicht als Kriegsminister ist. Seine gewaltsame Beseitigung ist aber nicht möglich. Die Allerhöchste Order vom 1. Januar 1897 weist den praktischen Weg, das Duell nach Möglichkeit einzuschränken. Infolgedessen ist dasselbe wegen nichtiger Ursachen aus der Armee überhaupt verschwunden. Ein voller Erfolg wird aber erst möglich sein, namentlich bei Zusammenstößen zwischen Mitgliedern der Armee und Personen außerhalb derselben, wenn durch eine Änderung der Gesetzgebung der

Schutz der persönlichen Ehre

verstärkt worden ist. Die Duellfrage schließt die schwersten ethischen Konflikte in sich. Sie kann nicht kurzerhand durch den Gesetzgeber gelöst werden. Dies ist auch von grundsätzlichen Duellgegnern wiederholt, wenn auch beklagt, so doch zugegeben worden.“ Diese Erklärung des Kriegsministers, die Herr von Heeringen ziemlich schnell verlesen hatte, wurde auf Wunsch der Kommission zu Protokoll gegeben, ihre Besprechung aber bis auf weiteres vertagt. Inzwischen haben die Sozialdemokraten den Antrag eingebracht, „den Reichskanzler zu ersuchen, er möge die erforderlichen Schritte tun, um dem gesetzwidrigen Duellwesen im Heere dadurch ein Ende zu machen, daß ein jeder Offizier oder Militärbeamter, der zum Duell herausfordert oder eine Herausforderung annimmt, oder sonst bei einem Duell mitwirkt, oder durch die Androhung mit Benachteiligungen irgend welcher Art einen Angehörigen des Heeres zum Duell veranlaßt, mit

Entfernung aus dem Heere

bestraft wird.“ Wie verlautet, sollen auch Angehörige andrer Parteien entschlossen sein, für diesen Antrag zu stimmen. Die Duellfrage wird also vorläufig in der Schwebe bleiben, und es besteht die Möglichkeit, daß entweder das Militärstrafgesetzbuch eine entsprechende Änderung erfährt, oder aber — das ist der Weg, den Herr v. Heeringen gewiesen hat — daß dem neuen Strafgesetzbuch, dessen Beratung ja in Aussicht steht, sehr scharfe Bestimmungen über die Ahndung von Beleidigungen eingefügt werden. Alles in allem: Die Duellfrage ist eine der heikelsten Angelegenheiten, und daß sie jetzt zu einer grundsätzlichen Entscheidung gebracht werden soll, wird sicher nicht dazu beitragen, die innerpolitischen Gegensätze zu vermindern.

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag setzte am Dienstag die Beratung des Kolonialetats fort. Abg. Waldstein (fortschr. Vp.) forderte Erschließung der Kolonien durch Bahnen und einen Kolonialgerichtshof in Hamburg. Abg. v. Liebert (Rp.) verwahrte sich gegen die Verunglimpfung der Missionen. Der Gouverneurwechsel sei nicht erfreulich. Die Regierung sollte die Grenzen für Neukamerun bald festsetzen. Keine Nation kümmere sich so sehr um Kulturförderung wie die deutsche. Abg. Noske (soz.) meinte, vom Diamantenrummel habe das deutsche Volk nicht den geringsten Vorteil. Gegen wirklich kulturelle Aufschließung rückständiger Gebiete habe seine Partei [illegible]. Der Nationalwohlstand sei durch die Kolonien um keinen Pfennig gebessert worden. Die Baumwollenkultur unterstütze auch er. Staatssekretär des Kolonialamts Dr. Solf erklärte, daß er lediglich das Programm seiner Vorgänger befolgen werde. Er werde die Schutzgebiete so weit wie möglich fördern. Die Kolonien seien kein Tummelplatz für Parteiinteressen. Deutschland könne hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken. Die Ausweisungsbefugnis müsse dem Gouverneur erhalten bleiben. Die Bekämpfung der Haussklaverei gehe vorwärts. Die Tarife der Bahnen werden allmählich den Verhältnissen angepaßt. Die Kolonialschule in Witzenhausen werde in Zukunft höher unterstützt werden. Abg. Schwarze-Lippstadt (Zentr.) stellte fest, daß sich alle Parteien über die Bedeutung der Kolonien einig seien.

Am 1. d. Mts. erklärt das Haus zunächst die Wahl des Abg. Kreth (kons.) für gültig und beschließt Beweiserhebungen über die Wahl des Abg. Haupt (soz.).

Darauf wird die erste Lesung des Kolonialetats fortgesetzt.

Abg. Paasche (nat.-lib.): Da die Kolonialpolitik auch im Interesse der Arbeiter liegt, sollten die Sozialdemokraten ebenso wie die andern Parteien des Hauses daran mitarbeiten. Sie sollten doch auch anerkennen, was in den Kolonien Gutes geschieht. Die Freisinnigen haben jetzt dieselben Anschauungen über die Kolonien wie wir und werden mit ihnen Hand in Hand arbeiten für das neue Deutschland jenseits des Ozeans. Die sozialdemokratische Behauptung, ich habe die Neger als Arbeitstiere hingestellt, ist illoyal. (Präsident Kämpf rügt den Ausdruck.) Ohne die Kolonien würden wir den amerikanischen Spekulanten in die Hände fallen. Wir dürfen nicht vom Auslande abhängig sein. Der Alkohol muß bekämpft werden.

Abg. Müller-Meiningen (fortschr. Vp.): Unsre neuen Kolonien am Kongo können sich nur rentieren, wenn wir auf Güterzufluß aus dem Kongogebiet rechnen können. Jetzt erhebt aber die belgische Regierung Zölle und Abgaben und nimmt die Hälfte des im Kongostaate erworbenen Elfenbeins für sich. Das sind

grobe Verletzungen der Kongoakte.

Was wird die deutsche Regierung dagegen tun? Auch Frankreich läßt sich in Französisch-Kongo Übergriffe zuschulden kommen. Die ostafrikanische Jagdordnung ist zu begrüßen. Gegen die Ausrottung der Vögel, z. B. des Edelreihers, muß vorgegangen werden. Für die kolonialen Rechtsverhältnisse fordern wir ein Kompetenzgesetz, für jede Kolonie ein eigenes Verwaltungs- und Strafprozeßrecht. Nur 5 Prozent der Schüler besuchen die Regierungsschulen und 95 Prozent die Missionsschulen. Welches sind die Aufsichtsrechte des Staates?

Abg. Mumm (wirtsch. Vgg.): Welche Harmonie! Nur die Sozialdemokraten stehen noch abseits und sie werden so bald nicht mitmachen. Aber vielleicht hat Herr Henke heute ein Täßchen Kakao zum Frühstück getrunken, er stammt aus unsern Kolonien. Oder vielleicht hat Frau Noske zur Feier des 1. Mai ein Küchlein bereitet, mit Pflanzenbutter aus unsern Südsee-Kolonien. Wir fordern in einer Resolution eine weitere Einschränkung des Alkoholimports. Die Brüsseler Konferenz zur Revision des afrikanischen Spirituosenhandels soll bald wieder zusammentreten. Einmütig erkennt der Reichstag den edlen Opfermut der Missionare an.

Abg. Ledebour (soz.): Wir erleben es immer wieder: wenn neue Mitglieder oder neue Minister hier erscheinen, dann glauben sie, uns Sozialdemokraten gute Lehren geben zu können. Der Staatssekretär will uns nur 5 Jahre bis zu unsrer Bekehrung zubilligen. Wenn er in Samoas Fluren wandelte, Blumen im lockigen Haar (Der Staatssekretär schüttelt verneinend den Kopf), dann hat er wohl die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ gelesen oder Blätter ähnlichen Kalibers. Gewiß,

wir bekämpfen die Kolonialpolitik,

die Aneignung der Kolonien, die Unterjochung fremder Völker, die Ausrottung der Hereros, — diese ganze kulturzerstörende Arbeit, die die deutsche Reichsverwaltung besonders in früheren Jahren geübt hat. Gleichzeitig aber arbeiten wir positiv mit, um das Los der unterjochten Völker möglichst zu bessern.

Abg. Colshorn (Welfe): Gar zu optimistisch soll man die Baumwollkultur in unsern Kolonien doch nicht ansehen.

Abg. Davidsohn (soz.): Durch Zwangsmittel kann man den Eingeborenen den Alkoholgenuß nicht abgewöhnen. Nur Vorbilder, die die Weißen geben sollten, können die Neger beeinflussen. Die Neger sagen von einem betrunkenen Schwarzen: Er ist betrunken wie ein Weißer! Das läßt tief blicken. Frankreich hat bisher alle Bestrebungen zur Bekämpfung des Alkoholismus unterbunden.

Die allgemeine Aussprache schließt. Die Resolution Mumm wird angenommen.

Der Etat des Reichskolonialamtes wird erledigt.

Es folgt der Etat für Ostafrika.

Eine Resolution der Budgetkommission fordert die Abschaffung der Haussklaverei in Ostafrika vom 1. Januar 1920 ab.

Abg. Erzberger (Zentr.): Herr Henke hat behauptet, Herr Rohrbach hätte in einem Buche geschrieben, die katholischen Neger beten das Marienbild an. Herr Rohrbach teilt mir mit, daß er das nicht geschrieben hat. In Herrn Henkes Stenogramm steht nun auf einmal nur: „Die Neger verehren das Marienbild.“ Ich habe mir das unkorrigierte Stenogramm geben lassen, und dort steht deutlich: „beten“. Nachdem ich Protest erhoben hatte, ändert also Herr Henke das Stenogramm.

Abg. Arendt (Rpt.): Hoffentlich zieht nun Frieden in Ostafrika ein. Wenn Ostafrika hochgekommen ist, so geschah das nicht durch, sondern trotz Herrn v. Rechenberg. Er hat die Entwicklung nicht gefördert, sondern gehemmt. Ewiger Streit zwischen den Ansiedlern und dem Gouvernement war die Folge. Ich bitte, die Salzverbrauchsabgabe und die der besonderen Währung in Erwägung zu ziehen.

Die Bahntarife sollten erniedrigt

werden, sonst wird die Bahn zum Verkehrshindernis. Hoffentlich bleibt Ostafrika auch unter dem neuen Gouverneur die erste unter den Kolonien.

Abg. Henke (soz.): Die Feststellungen des Abg. Erzberger sind an sich richtig. Gewiß habe ich das Wort geändert, aber gegenüber einem Marienbilde erschien mir das Wort „verehren“ richtiger. Angriffe auf die Missionare habe ich nicht gemacht. Ich habe neulich nur die Missionare als Vorkämpfer des Kapitalismus gekennzeichnet.

Abg. Erzberger (Zentr.): Diese Auffassung ist unrichtig. Wir halten die Hebung der Kaufkraft der Eingeborenen für das wichtigste Mittel zur Hebung der Kolonie und die wichtigste Aufgabe des neuen Gouverneurs.

Abg. Noske (soz.): Mit den neuen Gewinnmöglichkeiten, wie sie der Abg. Arendt zu sehen glaubte, muß man auch für Ostafrika vorsichtig sein. Unsre Kultur bringt nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile.

Abg. Arendt (Reichsp.): Was haben die Herren einst von Südwestafrika gesagt? Eine Sandwüste sollte es sein, eine Dattelkiste, und jetzt sind es Diamanten. Auch dieser Fortschritt wäre nicht erreicht, hätten wir sozialdemokratische Kolonialpolitik getrieben. Auch in Deutschostafrika lassen sich die hochgelegenen, gesunden und nicht wasserarmen Gebiete besiedeln.

Abg. v. Böhlendorff-Kölpin (kons.): Wir unterstützen die vorliegenden Petitionen. Möge sich unser heimisches Kapital lebhaft in den Kolonien beteiligen. Dem Dank an Gouverneur von Rechenberg schließen wir uns an; er ist stets geradeaus gegangen, ohne nach rechts oder nach links zu blicken.

Die Resolution über die Aufhebung der Haussklaverei wird angenommen. Der Etat wird bewilligt.

Es folgt der Etat für Kamerun.

Abg. Noske (soz.) erkennt die Bestrebungen der Regierung zur Hebung der Landwirtschaft an und wendet sich dann gegen die Bodenpolitik, die die Eingeborenen landlos mache.

Abg. v. Liebert (Reichsp.) bedauert, daß der Staatssekretär den Bahnbau für Südkamerun abgelehnt hat. Er weist die sozialdemokratischen Vorwürfe zurück, als ob er sich an faulen Gründungen beteiligt habe.

Der Etat wird nach weiterer unerheblicher Debatte bewilligt. Ebenso die Etats für Togo und Neuguinea.

Die Weiterberatung wird vertagt.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Kaiser Wilhelm wird am 17. d. Mts. in Wiesbaden den Staatssekretär des Innern, Delbrück, den Vorsitzenden der Seeberufsgenossenschaft, Krogmann, und andre Sachverständige empfangen, um einen Vortrag über die Sicherheitsvorkehrungen an Bord der deutschen Passagierdampfer, insbesondere auch an Bord des neuen Riesenpassagierdampfers „Imperator“, entgegen zu nehmen.

⊕ Das Gerücht, der kürzlich aus dem Amte geschiedene Reichsschatzsekretär Wermuth sei für den Posten eines Oberbürgermeisters von Frankfurt a. M. ausersehen und habe erklärt, eine auf ihn entfallende Wahl annehmen zu wollen, bestätigt sich nicht.

*Die durch den Rücktritt des Zentrumsabg. Roeren im Wahlkreise Saarburg-Merzig notwendig gewordene Reichstagsersatzwahl ist auf den 20. Mai festgesetzt worden.

Österreich-Ungarn.

⊕ Der neue österreichische Minister des Auswärtigen Graf Berchthold gab in den Delegationen (dem Vertretungskörper beider Reichshälften) eine Erklärung über Österreich-Ungarns auswärtige Politik ab, in der er hervorhob, daß die Monarchie mit unwandelbarer Treue am Dreibund festhalten, ein gutes Verhältnis zu Rußland pflegen und der Türkei gegenüber strengste Neutralität wahren werde.

England.

*Die Seeleute und Heizer haben beschlossen, künftig nicht auf Schiffen zu arbeiten, auf denen sich chinesische oder nicht gewerkschaftlich organisierte Arbeiter befinden. Sie weigerten sich ferner, sich auf einem Schiff anheuern zu lassen, auf dem kein Beamter der Gewerkschaft beim Anheuern zugegen ist. Der Beschluß fordert schließlich, daß ein Gewerkschaftsbeamter anwesend sein muß, um die Rettungsboote und die Arbeitsordnung vor der Abfahrt des Schiffes zu besichtigen. — Angesichts der Erregung, die aus Anlaß der „Titanic“-Katastrophe in den Kreisen der Seeleute herrscht, werden die Reeder den Wünschen der Mannschaften nachgeben müssen.

Schweden.

*Der sozialdemokratische Bürgermeister von Stockholm, Lindhagen, der zugleich Parlamentsmitglied ist, brachte in der Zweiten Kammer einen Antrag ein, wonach sich das Haus für die Absetzung des Königshauses und für die Abschaffung der Monarchie in Schweden, ferner für die Einführung der Republik und für die Einführung des Einkammersystems aussprechen soll. Weiter verlangte Lindhagen in seinem Antrage, daß alle Männer und Frauen vom 21. Lebensjahre ab das politische Wahlrecht und vom 25. Jahre ab die Wählbarkeit zum Parlament besitzen sollen. Infolge des Antrages kam es wiederholt zu stürmischen Auftritten, die schließlich eine Vertagung der Sitzung notwendig machten.

Portugal.

*In Lissabon ist das Gerücht verbreitet, daß die Parteigänger des Königtums in diesem Monat einen erneuten Versuch machen werden, die Republik zu stürzen. In verschiedenen Städten im Norden wurden Kisten mit Waffen und Munition beschlagnahmt. Der Ministerpräsident macht bekannt, daß die Regierung vor den äußersten Mitteln nicht zurückschrecken werde, um die Sicherheit der Republik aufrecht zu erhalten.

Balkanstaaten.

*Nachdem auch England sich dem Einspruch Rußlands wegen der Schließung der Dardanellen angeschlossen hat, beschloß der türkische Ministerrat, die Durchfahrt durch die Dardanellen wieder zu öffnen, unter der Bedingung, daß die Türkei sich das Recht vorbehält, sie wieder zu schließen, wenn es sich als notwendig herausstellen sollte, und daß die Schiffe streng die früheren Vorschriften über die Benutzung von Lotsen befolgen.

Afrika.

⊕ Die spärlichen Nachrichten, die trotz der französischen strengen Zensur aus Marokko kommen, zeigen, daß die Lage im Scherifenreich immer ernster wird. Nachdem in der Hauptstadt Fez der Aufstand gegen den Sultan und die französischen Machthaber blutig niedergeworfen ist, vereinigen sich jetzt die Stämme im Innern, um einen Verzweiflungskampf gegen die französische Schutzherrschaft zu führen. Zwar stellt man in Paris in Abrede, daß in Marokko sich außergewöhnliche Dinge ereignen; aber die neuen Rüstungen zu Truppentransporten beweisen die Richtigkeit der beunruhigenden Gerüchte. Frankreichs Kampf um Nordafrika scheint erst jetzt zu beginnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0001

Der deutsche Soldat und die französische Armee.

Vor kurzem wurde berichtet, daß dem französischen Soldaten ein Merkblatt in die Hand gegeben worden ist, in dem ihm alle wichtigen Tatsachen über das deutsche Heer auseinandergesetzt werden. Gewissermaßen als Antwort darauf erscheint jetzt unter dem Titel „Die französische Armee" bei Mittler u. Sohn in Berlin ein kleines „Merkblatt für den Mannschaftsunterricht" von Hauptmann Streit, das unter den Soldaten eine massenhafte Verbreitung finden wird und das in knappen, klaren Sätzen ihnen alles Wesentliche über die Organisation der französischen Armee mitteilt. Von besonderem Interesse für die Allgemeinheit aber ist in dem Büchlein der letzte Teil, in dem die grundlegenden Unterschiede der deutschen und französischen Anschauungen über die Führung und Taktik des Gefechts auseinandergesetzt werden. „Die Franzosen kennen," so liest man da,

„Keine zusammenhängende Schützenlinie.

Sie fechten in kleineren oder größeren Gefechtsgruppen, die das Gelände sorgfältig ausnützen sollen. Daher werden sich die französischen Schützen leicht zusammenballen und im Gelände zersplittern. Wir werden unser Feuer auf solche Schützenansammlungen gut zusammendrängen können. Der französische Einzelschütze weiß die Geländedeckung vortrefflich auszunützen. Auch in Schanz- und Befestigungsarbeiten sind die Franzosen Meister. Das Feuer der Infanterie legt keinen Wert darauf, den Feind „niederzukämpfen"; es soll vor allem Lust machen für die Vorwärtsbewegung. Die französische Schützenlinie sucht möglichst ohne Schuß bis auf 700 Meter an den Gegner heranzukommen, zu

frühe Feuereröffnung

gilt als Schande! Sie soll erst stattfinden, wenn Verluste eintreten. In der Verteidigung dagegen sehr frühe Feuereröffnung. Für Ausführung der Sprünge gibt es keine Regeln; sie erfolgt unregelmäßig. Lange Sprünge in ganzen Zügen gelten als vorteilhaft. Das Infanteriefeuer hat einen stoßweisen Charakter, zwischen die einzelnen Feuerstöße werden Feuerpausen gelegt, in denen die Schützen volle Deckung nehmen. Der einzelne Feuerstoß soll „überraschend, gleichzeitig, gut gedeckt" erfolgen. Das französische Infanteriefeuer ist also nicht ein stetiges, wohlgezieltes, wie bei uns, das sich in der Lebhaftigkeit der Sichtbarkeit und Gefährlichkeit des Zieles anpaßt. Das französische Infanteriefeuer legt auch nicht Wert wie wir auf ganze, gleichmäßige Feuerverteilung, auf die ganze Linie des Gegners. Es richtet sich vielmehr gegen besonders gut sichtbare Ziele beim Gegner — daher muß unser Einzelschütze bestrebt sein, möglichst ein kleines Ziel zu bieten! Die Feuerwirkung soll nicht durch die

peinliche Sorgfalt des Einzelschusses

wie bei uns gepflegt, sondern durch die Masse des Feuers erbracht werden. Also: der Franzose zielt schlecht, Sorgfalt beim Einzelschuß mangelt. Feuerleitung und -Disziplin, Visieranwendung, Beobachtung der Geschoßeinschläge, Feuerverteilung sind mangelhaft. Es wird nicht angestrebt, wie bei uns, die Garbe zusammenzuhalten, sie beginnt schon 200 Meter vor der Mündung und hat Tiefe bis unendlich. Mit Visier 400 will man bis 600 Meter gegen Infanterie Wirkung haben." Von der Artillerie und der Kavallerie wird gesagt: „Artillerie schießt meist aus völlig verdeckter Stellung. Neben jedem Geschütz steht aufgeklappt der Munitionswagen. Auch die Artillerie kämpft mit Feuerstößen. Kavallerie unternehmungslustig, besonders auf den Flügeln. Greift zu Pferde an und sticht auch zu Fuß mit Karabiner. Wenn die Entscheidung herannaht, wird oft mit großen Kavalleriemassenangriffen gerechnet werden müssen. Wellenweiser Kräfteeinsatz! Auch Angriffe gegen Artillerie sind beliebt. Infanterie zum Artilleriesichtz muß besonders die Flanke der Artillerie decken. In der Front greift die Kavallerie die Artillerie in langen dünnen Linien an." Die Grundsätze der französischen Gefechtstaktik werden folgendermaßen erörtert: „Die Franzosen sind durchdrungen von der allein

entscheidenden Bedeutung des Angriffs.

Auch die Verteidigung wollen sie daher stets mit angriffsweisem Verfahren verbinden. Die Franzosen sind nicht so überzeugte Anhänger der Umfassungstaktik wie die Deutschen. Wir suchen die Entscheidung besonders in den Flanken des Feindes, weil dort der Sieg den größten Erfolg verheißt, weil dort dem Gegner die Vernichtung droht. Anders die Franzosen. Sie wollen „schwache" Punkte der feindlichen Schlachtlinie ausfindig machen. Gegen solche „schwache" Punkte wollen sie dann überraschende Massenstöße führen. Das kann wohl zu einer Verdrängung des Gegners führen, schwerlich aber zu seiner Vernichtung." Nachdem im einzelnen gezeigt ist, wie dieser Massenstoß vorbereitet wird, heißt es: „Solchem Massenstoß gegenüber ist geboten: Ruhige Entschlossenheit und ein vernichtendes Massenfeuer unsrer Infanterie und Artillerie, in dem die französischen Angriffsmassen niederbrechen müssen." Das Merkblatt schließt dann mit folgender Zusammenfassung: „Gegenüber der französischen Gefechtstaktik heißt es für den deutschen Infanteristen: Ruhig Blut, gut gezielt, sorgfältige Feuerverteilung und Schußabgabe, tadellose Geländeausnützung in der Feuerstellung und bei der Vorbewegung. Energisches Anfassen des Feindes, daß der Franzose nirgends erkennt, wo ein schwacher Punkt ist. Erkämpfen der Feuerüberlegenheit, dann Angriff! „Vorwärts auf den Feind — koste es, was es wolle!"

Heer und flotte.

— In bezug auf die Versorgung von Offizieren und Mannschaften der Schutztruppe gelten allgemein die Bestimmungen des Offizierpensionsgesetzes, des Mannschaftsversorgungsgesetzes und des Militärhinterbliebenengesetzes. Indessen sind in diesen Gesetzen einzelne Gruppen von Angehörigen der Schutztruppen nicht berücksichtigt. Aus diesem Grunde soll die Versorgung von Offizieren, Mannschaften und Beamten der Schutztruppen und deren Hinterbliebenen anderweitig geregelt werden. Die Bestimmungen des Offizierpensionsgesetzes erstrecken sich auf die aus dem Heere oder der Marine übernommenen Offiziere der Schutztruppe. Unberücksichtigt bleiben dabei die Offiziere des Beurlaubtenstandes der Schutztruppe für Südwestafrika, die jetzt größtenteils aus der Schutztruppe selbst hervorgehen. Diese Ungleichheit, die auch bei den andern Gesetzen noch besteht, soll jetzt beseitigt werden.

— Die 1. Matrosendivision stellt am 9. Juli und 1. Oktober d. Js. eine größere Anzahl Vierjährig-Freiwillige ein. Dem Gesuch um Einstellung ist ein selbstgeschriebener Lebenslauf auf ein Meldeschein zum freiwilligen Eintritt auf vier Jahre beizufügen. Die Körpergröße für Freiwillige der Landbevölkerung beträgt mindestens 1,65 Meter. Außerdem werden verlangt: Kräftiger Körperbau, volle Sehschärfe und gutes Farbenunterscheidungsvermögen.

Von Nah und fern.

Ein neuer Überfall in Berlin. Als am Dienstag mittag das 15jährige Lehrmädchen Frieda Lucas, die in einem Wollwarengeschäft in der Neuen Friedrichstraße in Berlin beschäftigt ist, mit einer Geldtasche, die 1900 Mark enthielt, nach der Deutschen Bank geschickt wurde, überfiel sie auf der Treppe ein junger Mann, der sich dort versteckt gehalten hatte, würgte sie am Halse, entriß ihr die Geldtasche und flüchtete. Auf die Hilferufe des Mädchens eilten mehrere Arbeiter dem Räuber nach, ergriffen ihn und brachten ihn zur Polizeiwache. Das Geld, das der Räuber auf der Flucht fortgeworfen hatte, wurde wiedergefunden.

Feuer im Stettiner Stadttheater. Im Stettiner Stadttheater, und zwar im Dachgeschoß, wo die Kostüme untergebracht sind, brach nachmittags aus unbekannter Ursache Feuer aus. Die Mehr rückte auf den Alarm „Großfeuer" vollzählig an. Zahlreiche Garderoben im Werte von mehreren tausend Mark sind vernichtet. Gegen Abend erst wurde der Brand gelöscht.

Großer Schaden durch Borkenkäfer. Der Borkenkäfer ist in den Fichten- und Tannenwäldern bei Reichenhall massenhaft aufgetreten und hat bereits großen Schaden angerichtet. Für die andern Nadelholzwälder besteht die größte Gefahr.

Ein amerikanischer Dampfer durch eine Seemine zerstört. Der amerikanische Handelsdampfer „Texas", mit 900 Tonnen Gehalt, der von Smyrna nach Saloniki auslief, ist sogleich nach der Ausfahrt auf eine Mine aufgefahren und gesunken. Etwa achtzig Überlebende, darunter der schwer verletzt aus den Fluten gerettete Kapitän, sind in Smyrna gelandet worden. Der Dampfer hatte im ganzen 140 Passagiere an Bord, auch die Post für Europa führte er mit sich. — Dem „Temps" zufolge wird die Katastrophe des Dampfers „Texas" den Ver. Staaten Anlaß geben, in Konstantinopel diplomatische Vorstellungen zu erheben, um die Interessen der amerikanischen Linie zu schützen. Dem genannten Blatt zufolge wimmelt es im Archipel von losgerissenen Minen, die vom Ufer weggeschwemmt worden sind.

John Jakob Astors Testament. Das Testament des mit der „Titanic" untergegangenen Obersten Astor ist jetzt in New York eröffnet worden. Oberst Astor vermacht seinem Sohn ein Vermögen von 240 Millionen Mark, während seine Tochter die Summe von sechzig Millionen Mark erhält. Über die zweite Frau des Obersten Astor, die bei der Katastrophe gerettet wurde, enthält das Testament keine Bestimmung, doch erklärt man, daß Astor bei seiner Heirat hinreichend für seine Frau gesorgt habe.

Schweres Grubenunglück in Japan. In einem Bergwerk auf der japanischen Insel Jesso wurden durch eine Explosion 283 Bergleute verschüttet.

Luftschiffahrt.

— Der Ertrag der Nationalflugspende in Posen beläuft sich bisher auf 55 000 Mk. In Anerkennung der patriotischen Haltung der Stadt entschloß sich die Heeresverwaltung zur baldigen Errichtung einer Flugstation in Posen.

— Eine Vertreterversammlung der Bonner Studentenschaft beschloß für die kürzlich durch einen Aufruf eingeleitete nationale Flugspende einen erheblichen Beitrag zu stiften und dafür den Fackelzug zur Bismarcksäule am Sonnenwendtage ausfallen zu lassen. Weiter wird ein Aufruf an die gesamte deutsche Studentenschaft zur Beteiligung an der nationalen Flugspende erlassen werden. — Auch unter den Deutschen im Auslande macht sich eine erfreuliche Opferwilligkeit für die nationale Sammlung bemerkbar. So ist von den Deutschen Ägyptens ein Komitee zur Sammlung für die nationale Flugspende gebildet worden. Die Beteiligung ist außerordentlich rege, und schon jetzt sind in Kairo erhebliche Zeichnungen erzielt.

— Die internationale Flugveranstaltung in Wien wird am 18. Mai, an welchem Tage die Internationale Flugausstellung eröffnet wird, ihren Anfang nehmen. Das Komitee erwartet, daß Kaiser Franz Joseph persönlich die Ausstellung eröffnen wird. Diese Ausstellung wird bis zum 23. Juni geöffnet sein. Zwischen dem 9. und 12. Juni findet das große Wettfliegen des Aeroklubs und des deutschen Reichsflugvereins statt. Der Start wird am 9. Juni in Berlin sein. Wenn günstiges Wetter herrscht, werden die Wiener die Freude haben, einen Flieger, der zeitlich früh in Berlin startete, vielleicht schon zum Mittagsmahl in Wien begrüßen zu können.

Gerichtshalle.

Liegnitz. Bei der letzten Reichstagswahl hatten Angehörige der sozialdemokratischen Partei, die als Kontrolleure in die Wahllokale entsandt waren, in Thommendorf und Schnellenfurth, Kreis Bunzlau, nach Schluß des Wahlaktes verlangt, daß die Wahlurne umgeschüttelt werde, weil sie eine Kontrolle der abgegebenen Stimmen befürchteten. Die Wahlvorsteher lehnten dieses Ansinnen in beiden Fällen ab. Kurz entschlossen traten die Kontrolleure an die Wahltische heran und schüttelten die Urnen selber. Diese Handlung brachte ihnen eine Anklage wegen Anmaßung eines öffentlichen Amtes auf Grund des § 132 des Strafgesetzbuches ein. Die hiesige Strafkammer, die sich mit der Angelegenheit zu befassen hatte, verurteilte jeden der Angeklagten zu 100 Mark Geldstrafe oder 20 Tagen Gefängnis. Das Gericht sprach die Ansicht aus, daß „die Wahlurnen nicht geschüttelt werden brauchen"; eine dies anordnende Vorschrift enthalte weder das Wahlgesetz noch das Wahlreglement.

× München. Die Rektorswitwe Paula Herberich in Nürnberg, die wegen Erschleichung ihres Gatten vom dortigen Schwurgericht zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde, die sie gegenwärtig noch verbüßt, hatte gegen die Stadtgemeinde Nürnberg eine Klage auf Gewährung des satzungsmäßigen Witwengeldes angestrengt, war aber damit durch Senatsbeschluß der Königlichen Regierung von Mittelfranken abgewiesen worden. Auf die von ihr hiergegen eingelegte Berufung hat jetzt der Verwaltungsgerichtshof in München die Entscheidung der Mittelfränkischen Kreisregierung aufgehoben und die Stadt Nürnberg kostenpflichtig zur Zahlung des Witwengeldes an die Klägerin verurteilt.

Die Konferenz für die Sicherheit zur See.

Von unterrichteter Seite wird dem „B. Tbl." folgendes mitgeteilt: „Aber Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Seereise geht die Sicherheit." Dieser Satz darf man als den grundlegenden Gedanken für die Konferenz der deutschen Schiffahrtsinteressenten betrachten, die demnächst in Berlin stattfinden wird. Der Konferenz ist eine Besprechung der führenden Persönlichkeiten mit dem Staatssekretär des Innern Delbrück und seinen Mitarbeitern vorausgegangen, wobei das im Reichsamt des Innern aufgestellte Programm zugrunde lag. Dieses Programm dürfte sich in vier Teile gliedern: erstens die Frage der Rettungsapparate, zweitens die Sicherheitskonstruktion der Schiffe, drittens die drahtlose Telegraphie, viertens die internationale Vereinbarung über die von den Passagierdampfern in der nordatlantischen Fahrt einzuschlagenden Fahrwege. Die deutschen Schiffahrtssachverständigen sind nicht für eine unangemessene Vermehrung von Rettungsbooten, sondern sie treten dafür ein, daß man durch weitere Maßnahmen dahin strebe, die Unsinkbarkeit der großen Passagierschiffe zu erreichen, oder mindestens [illegible] zu finden, daß die Schwimmfähigkeit nicht, wie bei der „Titanic", nur 2½ Stunden dauert, sondern mindestens für 12 Stunden gesichert werden kann. Die „Titanic" war zwar mit einer großen Zahl wasserdichter Querschotten versehen, aber diese Abteilungen waren nicht hoch genug geführt — sie waren vielmehr seltsamerweise kaum viel höher geführt, als der Tiefgang des Schiffes, nämlich etwa 10½ Meter. Auf den neuen deutschen Schiffen sind die wasserdichten Wände um ein volles Deck höher gezogen. Was die Rettungsapparate anbetrifft, so halten die Fachleute sehr viel von der Nützlichkeit der Flöße, weil ein solches Floß selbst unter den schwierigsten Verhältnissen leicht ins Wasser zu bringen ist und eine große Zahl von Personen aufnehmen kann. Man wird wohl auch dazu übergehen, auf den großen neuen Schiffen einige Motorboote anzubringen, die Rettungsboote und Flöße ins Schlepptau zu nehmen vermögen. Der Vorsitzende der Seeberufsgenossenschaft, Herr Krogmann, wies in der Konferenz mit Recht darauf hin, daß durch die Hilfe der drahtlosen Telegraphie sich insofern eine Änderung ergeben habe, als es für die Rettungsboote nicht mehr darauf ankäme, mit Ruder oder Segel sich weit vorwärts zu be-

---

Siegende Liebe.

6] Roman von Paul Bliß.

(Fortsetzung.)

Als man beim Kaffee saß, wollte das Gespräch nicht recht in Gang kommen. Am meisten zerstreut, fast wortkarg war Elsbeth. Immerfort dachte sie daran, was wohl der Maler denken mußte, wenn er sie mit dem Förster zusammen gehen sah.

Draußen auf den Straßen war es nun lebendig geworden. Das ganze Städtchen schien unterwegs zu sein, und alles pilgerte hinaus nach dem Festplatz.

„Sehen Sie doch nur diese Menschenmenge da draußen an," sagte Mutterchen, um der schleppenden Unterhaltung eine neue Wendung zu geben.

„Ja, es scheint, als sei kein Mensch zu Hause geblieben," fügte heiter der Förster hinzu.

Elsbeth aber ergriff die gute Gelegenheit und sagte:

„Schrecklich diese vielen Menschen! Da tut man doch wirklich am besten, man bleibt heute daheim."

Erschrocken sah der Förster sie an. — „Aber man kann doch dahin gehen, wo nicht so viel Leute sind."

„Ach, heute sind allenthalben so viel!"

Nun widersprach auch Mutterchen: „Das glaube ich doch nicht, Kind. Die meisten sind auf der Festwiese."

Da bekam der Förster wieder Mut, lächelnd sagte er:

„Also gehen wir über den Hügel in den Wald. Einverstanden, Fräulein Elsbeth?"

Sie zwang sich zur Ruhe und nickte. — „Ich habe es Ihnen ja doch zugesagt, Herr Förster."

Gleich darauf brachen sie auf.

Mutterchen blieb daheim. Als sie dem Grünrock Adieu sagte, schüttelte sie ihm sehr herzlich die Hand.

Ebenso herzlich dankte er und nickte ihr verständnisinnig zu.

„Bitte, lassen Sie uns am Bach entlang gehen," bat Elsbeth, die es vermeiden wollte, die Stadt zu passieren.

„Wie Sie wünschen, Fräulein Elsbeth!" Er war glücklich, sie endlich für sich allein zu haben.

Langsam gingen sie nebeneinander hin; über ihnen blühten die Weiden, unter ihnen rann der murmelnde Bach dahin. Sie waren ganz allein.

Zärtlich faßte er nach ihrer Hand. — „Nun, sehen Sie, hatt' ich nicht recht? — Kein Mensch ist hier."

Sie nickte nur.

Da bat er: „Fräulein Elsbeth, was fehlt Ihnen? Sie sind heute ganz anders als sonst."

Und da tat er ihr leid — sie wußte, wie gut er es mit ihr meinte — und nun zwang sie sich zur Heiterkeit.

„Ich war ein bißchen nachdenklich," erwiderte sie, ihm zulächelnd, „entschuldigen Sie, wenn ich unaufmerksam war."

Innig drückte er ihre Hand. — „Ach ich bin so glücklich, Fräulein Elsbeth, ich kann es Ihnen gar nicht sagen."

Still lächelnd sah sie vor sich nieder.

Und begeistert sprach er weiter: „Der schöne Frühlingstag hat mich außer Rand und Band gebracht! Ich könnte laut losjubeln!"

Ein wenig erstaunt sah sie ihn an — nie hatte sie ihn so ausgelassen kennen gelernt.

Er merkte ihr Erstaunen. Heiter rief er: „Ich seh' es Ihnen an, Sie wundern sich über mich — aber wenn auch, ich kann nicht anders, ich muß heute so fröhlich sein!"

Mit gutmütigem Lächeln sagte sie: „Aber freuen Sie sich doch, daß es so ist; es gibt doch nichts Schöneres als Frohsinn; ich wünscht', ich hätt' ihn auch."

„Ja, haben Sie ihn denn nicht? Ich dächte, Sie wären sonst immer sehr froh gewesen."

„Aber immer kann man doch nicht gleich lustig sein, es kommen doch auch Stunden des Nachdenkens."

Nun wurde er ganz ausgelassen. — „Sie denken nach? Ah! Gewiß denken Sie an den jungen Maler."

Da zuckte sie zusammen, entzog ihm die Hand, sah ihn mit erschreckten Augen an und fragte: „Wie kommen Sie denn darauf?"

„Nun, davon spricht doch schon die ganze Stadt," erwiderte er heiter, „dem armen Kerl haben Sie doch ganz sicher das Herz gebrochen!"

Sie antwortete nichts, sie sah vor sich hin, und ehe sie es verhindern konnte, kamen ihr die Tränen.

Als er das sah, schwand seine Ausgelassenheit sofort, flehend bat er: „Aber, Fräulein Elsbeth, was sind das nun für Sachen! Sie dürfen so was doch nicht für bare Münze nehmen! Sie haben doch sonst stets einen Spaß verstanden! Na, bitte, nun hören Sie auf zu weinen! Bitte! Ich kann so was nicht mit ansehen!"

Ganz leise sagte sie: „Der junge Mann hat unser Häuschen gemalt. Das ist alles. Dafür kann ich doch nicht!"

„Aber nein! Nein! Das sagt ja auch kein Mensch! Es war doch nur ein schlechter Scherz von mir!"

„Und was die Leute sagen, dafür kann ich doch erst recht nicht!"

„Gewiß nicht! Was geht uns denn auch an, was die dummen Weiber schwatzen! Das kennt man ja zur Genüge! — Na, Fräulein Elsbeth, nun seien Sie mal wieder gut und trocknen Sie die Tränen! Und tragen Sie mir den schlechten Scherz nicht nach, bitte, nein?"

Zärtlich streichelte er ihre weiche Hand.

Sie lächelte schon wieder ein wenig. Sie wußte, daß er es nicht böse gemeint hatte.

„Ich habe Ihnen doch nicht weh tun wollen!"

„Nein, das weiß ich."

„Dazu habe ich Sie doch viel zu lieb, Fräulein Elsbeth!"

Langsam entzog sie ihm die Hand wieder. Er aber faßte und hielt sie schnell wieder. Und nun sprach er dringlicher: „Ja, Fräulein Elsbeth, ich muß es Ihnen sagen, jetzt, jetzt gleich! Ich habe Sie lieb! Sehr, sehr lieb!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0002

wegen, um in den Kurs eines vorüberfahrenden Schiffes zu kommen. Im Gegenteil seien diese Rettungsboote jetzt darauf angewiesen, möglichst in der Nähe der Unfallstelle zu verweilen, weil durch die drahtlose Telegraphie andre Schiffe nach dieser Stelle zur Hilfe herbeigerufen werden. Was die drahtlose Telegraphie selbst angeht, so wird natürlich die Konferenz dafür eintreten, daß auf den großen Passagierdampfern nicht nur — wie bis zum Unfall der „Titanic" — ein Tagdienst, sondern auch ein Nachtdienst organisiert wird. Ebenso dürfte die Konferenz sich dafür aussprechen, daß die Fahrstraße durch internationale Vereinbarungen festgelegt und ein südlicherer Kurs bestimmt werde, um der Eisgefahr zu entgehen. Darüber waren sich die Beteiligten einig, daß die Berliner Konferenz natürlich nur als Vorbereitung für die geplante internationale Verständigung dienen könne, und es wurde der größte Wert darauf gelegt, daß England und die übrigen seefahrenden Staaten sich zu gemeinsamen Maßregeln mit Deutschland vereinigen.

Gegen die Auswüchse der Kinos.

Der Einfluß, den die Kinematographentheater gerade auf die heranwachsende Jugend ausüben, wird besonders in Lehrerkreisen viel erörtert. Jetzt läßt sich auch der preußische Kultusminister v. Trott zu Solz über den Besuch der Kinematographentheater durch Schüler und Schülerinnen und die Zöglinge der Seminare und Präparandenanstalten in einem Erlaß aus. Es heißt darin: Die Kinematographentheater haben neuerdings nicht nur in den Großstädten, sondern auch in kleineren Orten eine solche Verbreitung gefunden, daß schon in dem hierdurch veranlaßten übermäßigen Besuche solcher Veranstaltungen, durch den die Jugend vielfach zu leichtfertigen Ausgaben und zu einem längeren Verweilen in gesundheitlich unzureichenden Räumen verleitet wird, eine schwere Gefahr für Körper und Geist der Kinder zu befürchten ist. Vor allem aber wirken viele dieser Lichtbildbühnen auf das sittliche Empfinden dadurch schädigend ein, daß sie unpassende und grauenvolle Szenen vorführen, die die Sinne erregen, die Phantasie ungünstig beeinflussen, und deren Anblick daher auf das empfängliche Gemüt der Jugend ebenso vergiftend einwirkt wie die Schund- und Schmutzliteratur. Das Gefühl für das Gute und Böse, für das Schickliche und Gemeine muß sich durch derartige Darstellungen verwirren; und manches unverdorbene kindliche Gemüt gerät hierdurch in Gefahr, auf Abwege gelenkt zu werden. Aber auch das ästhetische Empfinden der Jugend wird auf diese Weise verdorben. Diese beklagenswerten Erscheinungen machen es zur Pflicht, geeignete Maßregeln zu treffen, um die Jugend gegen die von solchen Lichtbildbühnen ausgehenden Schädigungen zu schützen. Hierher gehört vor allem, daß der Besuch der Kinematographentheater durch Schüler ausdrücklich denselben Beschränkungen unterworfen wird, denen nach der Schulordnung auch der Besuch der Theater, öffentlichen Konzerte, Vorträge und Schaustellungen unterliegt. Auch muß die Schule es sich angelegen sein lassen, die Eltern bei gebotenen Gelegenheiten durch Warnung und Belehrung in geeigneter Weise auf die ihren Kindern durch manche Kinematographentheater drohenden Schädigungen aufmerksam zu machen. Durch Hinweis in den Jahresberichten der höheren Schulen wird sich hierzu eine passende Gelegenheit bieten. Wenn Besitzer von Kinematographentheatern sich entschließen, besondere Vorstellungen zu veranstalten, die ausschließlich der Belehrung oder der den Absichten der Schule nicht widersprechenden Unterhaltung dienen, so steht nichts im Wege, den Besuch solcher Vorführungen zu gestatten."

Der „Verein für Zeppelinfahrten".

HP Über die bisherige Tätigkeit und den Aufschwung des „Vereins für Zeppelinfahrten", der für die Volkstümlichkeit des Werkes des Grafen Zeppelin arbeitet, werden folgende interessante Mitteilungen gemacht: Der bisher provisorisch arbeitende Verein für Zeppelinfahrten in Stuttgart hat nunmehr seine Eintragung in das Vereinsregister veranlaßt. An der Spitze des neuorganisierten Vereins steht ein Vorstand von 14 Mitgliedern, darunter Geheimrat Schiedmayer, Stuttgart (1. Vorsitzender), Königl. Kammerherr Frhr. Fritz von Gemmingen-Hornberg, Stuttgart, Oberbürgermeister Lautenschlager, Stuttgart, Direktor Colsmann, Friedrichshafen (Luftschiffbau Zeppelin G. m. b. H.), Dr. Eckener, Frankfurt a. M. (Delag), Dr. Andreae, Frankfurt a. M. (Delag), ein Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie, Abteilung Luftschiffahrt, Frankfurt a. M., Dr. Jarquardt, Kaufleute und Fabrikanten, zum Teil Gründer des Vereins. Der Verein hatte im Jahre 1911 etwa 1500 Mitglieder (Beitrag mindestens 6 Mk. pro Jahr), von denen im Spätsommer bereits 15 durch Auslosung eine Freifahrt in einem Zeppelin-Luftschiff erhielten. Die restlichen Vereinsbeiträge erlauben nun die Auslosung von 47 weiteren Freifahrten im Werte von je 200 Mk. Unter 1500 Mitgliedern befinden sich also schon 62 glückliche Gewinner. Dies bedeutet, das jedes 25. Mitglied eine Freifahrt erhielt. Die Gewinnchance auf eine Freikarte verbessert sich noch dadurch, daß bei Landungen an fremden Plätzen die Eintrittsgelder dem Verein zufließen und mit zur Auslosung verwendet werden. Bis jetzt ist die Mitgliederzahl auf 3500 gewachsen und bei dem großen Anklang, den der Verein gefunden hat, dürfte er bald große Mitgliederzahlen aufweisen. Eine Reihe bekannter Persönlichkeiten aus allen Schichten der Bevölkerung hat sich bereits zur Bildung von Ortsausschüssen bereit erklärt. Wie das Werk des Grafen Zeppelin wohl das volkstümlichste Unternehmen seit Jahr und Tag war, so sollen auch die Zwecke des Vereins dem ganzen deutschen Volke dienen. Bekanntlich sind die Fahrpreise für eine Fahrt in einem modernen Luftschiff zunächst noch wegen der großen Betriebskosten für die Nichtbegüterten kaum erschwinglich. Es ist deshalb mit besonderer Freude zu begrüßen, daß bereits einer großen Anzahl solcher Personen, deren Zahl sich bald vervielfachen wird, durch den Verein die Möglichkeit geboten wurde, mitzufahren. Neben dem Wert für den einzelnen, der in die Lage versetzt wird, einen der größten Fortschritte unsrer Generation und dessen ideale Schönheiten in unmittelbarer Erfahrung mitzuerleben, liegt die Bedeutung des Vereins auch darin, daß die nationale Sache der deutschen Luftschiffahrt gefördert wird.

Die Apachenschlacht bei Paris.

1) Der Wagen, unter dessen Schutz vorgegangen wurde. 2) Das Haus wird beschossen. 3) Die Menge umdrängt nach der Explosion das Haus. 4) Der tödlich verwundete Bonnot wird fortgetragen.

Von der Verbrecherschlacht bei Paris geben unsre heutigen Abbildungen die wichtigsten Episoden wieder. Bonnot, der Häuptling der Pariser Automobilbanditen, und sein Komplice Dubois hatten sich in dem Pariser Vorort Choisy-le-Roi in einem Automobilschuppen verborgen. Als die Polizei auf eine Anzeige hin den Schuppen durchsuchen wollte, setzten sich die Verbrecher zur Wehr und es entstand eine wahre Schlacht. Die Polizei rief eine Abteilung der republikanischen Garde herbei, die Salven auf das Haus abgab. Schließlich gelang es Leutnant Fontane, sich unter dem Feuer der Banditen, aber im Schutze eines mit Heu beladenen Leiterwagens, dem Hause zu nähern und dessen eine Wand mit einer Dynamitpatrone zu sprengen. Als die Polizei durch die Bresche eindrang, fand sie Dubois tot. Bonnot war tödlich verwundet, drückte aber doch noch einmal seinen Revolver ab. Die Polizisten hatten Mühe, den Unhold durch die Menge zu tragen, die ihn lynchen wollte. Bonnot wurde ins Hospital gebracht und verschied dort wenige Minuten nach seiner Ankunft.

Kunst und Wissenschaft.

 # Ein Altertumsfund in Tripolis. Auf einem Hügel in der Nähe von Gargaresch, in der Stellung, die das 82. italienische Infanterieregiment besetzt hält, ist vor einigen Tagen dem Dr. Aurigemma eine wichtige archäologische Entdeckung gelungen, die geeignet erscheint, in die Geheimnisse des alten Sonnenkultus, des Mitrakultus, neues Licht zu bringen. Schon früher war an dieser Stelle ein Grabgewölbe aus altrömischer Zeit entdeckt worden, aber die türkischen Behörden, die allen Reminiszenzen an die römische Besetzung des alten Tripolis feindlich gegenüberstanden, hatten damals dafür Sorge getragen, daß die Fundstätte unauffällig wieder verschüttet wurde und in Vergessenheit geriet. Den Bemühungen Dr. Aurigemmas und der ihm zu seinen Arbeiten zur Verfügung gestellten Soldaten ist es jetzt gelungen, jene Grabstätte wieder aufzufinden. Im Sande stieß man bei den Grabungen durch einen glücklichen Zufall bald auf Steinmauern: es waren die Wände jener unterirdischen Grabkammer, die eine Doppelgruft enthielt. Die Kammer zeigt einen reichen Schmuck altertümlicher Fresken, und die außerordentlich interessanten Inschriften beweisen, daß eine Witwe namens Arisut diese Gruft für ihren Gatten Juratams und für sich selbst erbaute. Die Namen deuten auf den afrikanischen Ursprung der Familie hin, der Mann war vielleicht Numide, die Frau aber sicherlich semitischen Ursprungs. Die Inschriften und Darstellungen zeigen ferner, daß das Ehepaar Gläubige des Mitrakultus waren. Die über dem Bildnis der Witwe Arisut auftauchende Gestalt einer Löwin weist zweifelsfrei darauf hin, daß diese Frau im Kreise ihrer Religionsgemeinschaft den vierten Grad, den Rang einer Löwin erlangt hat, was ihr das Recht auf die drei Formen der Kommunion gab, auf Brot, Wasser und Wein. Schon bei der ersten Auffindung dieses Grabgewölbes wurde diese Beobachtung gemacht und erregte in der wissenschaftlichen Welt lebhaftes Aufsehen, weil man bisher angenommen hat, daß nur Männer zum Mitrakult zugelassen wurden. Die Wiederentdeckung dieses damals nur flüchtig besichtigten altrömischen Grabes wird nun die Möglichkeit geben, diese Fragen weiter zu klären. Die Ausgrabungen werden unter der sachverständigen Leitung Dr. Aurigemmas fortgesetzt.

Gemeinnütziges.

*** **Zinkbadewannen** erhalten einen schönen Glanz, wenn man sie mit feinem Putzsand, den man mit Salmiak angefeuchtet hat, tüchtig abreibt, mit klarem Wasser nachspült und nach dem Abtrocknen mit fein gepulvertem und erwärmtem Kochsalz nachputzt.

*** **Schwarze Strohhüte** werden wie neu, wenn man sie, nachdem sie gut vom Staube gereinigt sind, mit etwas Vaseline abreibt.

Buntes Allerlei.

Die ersten falschen Zehnmark-Scheine sind jetzt im Verkehr aufgetaucht. Bei der Einführung dieser Scheine nahm man an, daß sie wegen des eigenartigen Wasserzeichens nicht nachgeahmt werden könnten. Das ist allerdings ziemlich richtig, die Fälscher arbeiten jedoch mit allen modernen Hilfsmitteln und haben sich in diesem Falle der Photomechanik bedient. Die so hergestellten falschen Zehnmark-Scheine sind etwas kräftiger im Ton ausgefallen, der runde Kreis für das Wasserzeichen ist zwar vorhanden, das Zeichen selbst aber fehlt gänzlich oder ist nur schwach angedeutet.

 # Die Unterhaltungskosten des Panama-Kanals. 31 Millionen Dollar werden die Kosten betragen, die die Regierung der Ver. Staaten jährlich für die Unterhaltung des Panama-Kanals bezahlen muß. Diese Schätzung wurde von dem Sachverständigen Emory C. Johnson, dem Professor an der Universität Pennsylvanien, der von Präsident Taft zum besonderen Sachverständigen für den Handelsverkehr und die Zölle des Kanals ernannt worden ist, aufgestellt. Von der Gesamtsumme entfallen 4½ Millionen Dollar auf Reparaturen und Ausgaben für die Instandhaltung des Kanals; 11½ Millionen sind als Zinsen für das Geld anzusehen, das in den Bau gesteckt wurde, und 15 Millionen betragen die Unterhaltungskosten für die Militär- und Marineeinrichtungen zur Verteidigung des Kanals. Was die Einnahmen anbetrifft, die durch die Kanalzölle gesichert sind, so glaubt Johnson, daß sie für das erste Jahr die Summe von einer Million Dollar nicht übersteigen werden.

* * *

Δ Ein Menschenkenner. „Haben Sie Ihren Nachbarn schon einen Besuch gemacht?" — „Nein, ich will erst abwarten, bis ich ihre Wäsche auf der Leine gesehen habe."

e **Befähigungsnachweis.** Dame: „Sie halten sich wirklich für befähigt zur Begleiterin auf einer Reise um die Welt?" — Fräulein: „Gewiß, gnädige Frau, das liegt bei uns im Blut — meine Urgroßmutter war nämlich eine Zigeunerin."

VERANTWORTL. F. REDAKTION U. DRUCK: H. ARENDT, BERLIN.

Elsbeth schwieg — sie sah traumverloren ins Weite — ringsum war der grünende und blühende Wald, und die Sonne lachte durch alle Zweige und Blätter, und hunderttausend lustige Sänger jubilierten in den Bäumen — da war es ihr, als hörte sie fern, ganz fern ihren Namen rufen, kosend und zart, und es war ihr, als erlebte sie tausend Wonnen dabei, herrliche, nie gekannte Wonnen.

„Elsbeth, liebste Elsbeth!" bat er weiter und zog sie an sich.

Da erwachte sie aus ihrem Traum. Behutsam entwand sie sich seinem Arm.

„Sie müssen nicht so sprechen! Daß wir gute Freunde sind, weiß ich ja schon," sagte sie leise.

„Ja, ja, aber ich möchte Ihnen mehr sein, Elsbeth! Fühlen Sie denn das nicht?"

Sie schwieg und ging langsam weiter.

„Werden Sie meine Frau, Elsbeth! Ich bitte Sie darum!" Wieder hielt er sie fest.

Bebend, stumm sah er sie an.

„Ich biete Ihnen alles, was ich habe! Ich will alles tun, Ihnen das Glück zu verschaffen, das Sie sich wünschen! Ich bitte, vertrauen Sie mir. Ich will Ihnen ein Heim schaffen, daß Sie sich wohl fühlen sollen!"

„Bitte, nicht weiter!" flehte sie. „Ich bitte Sie dringend darum!"

Da ließ er ihre Hand los und sah ihr ernst ins Gesicht. — „So sagen Sie mir doch wenigstens ein Wort, ein einziges Wort!"

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" Zitternd stand sie da.

„Sie können nicht, Fräulein Elsbeth?" Auch er bebte am ganzen Körper. „Ja, warum denn nicht?"

„Ich könnte es nicht ertragen, hier auf die Dauer zu leben." Wie gepreßt kam es heraus.

„Aber dann lasse ich mich versetzen, wenn es sonst nichts ist!" rief er freudig.

„Noch einmal bitte ich Sie, drängen Sie mich heute nicht mehr, ich bitte Sie darum!" — Flehend blickte sie ihn an.

Und da ließ er den Kopf sinken und sagte nichts mehr davon.

Schweigend gingen sie weiter.

In der nächsten Minute gingen sie an der Lindenwirtschaft vorüber. Dort saß der junge Maler. Und als der das Paar gehen sah, machte er ein sehr erstauntes Gesicht. Dennoch grüßte er sehr ehrerbietig.

Unter tiefem Erröten dankte Elsbeth.

Der Förster aber sah sich den jungen Mann, den er jetzt zum ersten Male näher zu Gesicht bekam, genau an.

Einen Augenblick lang nur trafen sich die Blicke der beiden Männer, aber er genügte, um jedem zu künden, wie der eine zum andern stand. Dann ging das Paar langsam weiter.

Aber die Stimmung war gestört, und kein Gespräch wollte wieder so recht flott werden.

Früher als sonst brachte der Förster seine Dame heim, und nur mit aller Gewalt beherrschte er sich, um seine Verstimmung nicht zu zeigen.

Der junge Maler wohnte nun in der „Goldenen Kugel"; er hatte dort ein freieres Leben, und nebenbei erstrebte er noch etwas andres.

Der Wirt des Gasthauses, als redselig bekannt, sollte ihm nähere Aufklärung über den verstorbenen Vater der Plättgräfin geben.

Schon nach wenigen Tagen machte er sich an den dicken Gastwirt heran. Es war kurz vor Mitternacht, die letzten Gäste waren fort, da ließ Fritz Fröhlich noch eine Flasche kommen und lud den schmunzelnden Wirt dazu ein.

Schon nach der ersten Viertelstunde waren sie in lebhafter Unterhaltung, und vorsichtig tat der Maler eine Frage nach dem toten Musiker.

Der Wirt nickte sinnend, strich über den Bart und sagte: „O ja, ich hab' ihn sehr genau gekannt, den alten Bürger, und ich glaub', daß ich wohl der einzige im Orte war, zu dem er Vertrauen hatte."

„Nach allem, was ich über ihn gehört habe, muß er ein recht unglücklicher Mensch gewesen sein," bemerkte der Maler.

Wieder nickte der Wirt. — „Ja, das war er auch, das ist wahr. Mir hat er oft sein Herz ausgeschüttet. Und wenn sein Kummer gar zu groß war, hat er zum Glas gegriffen, um sich Vergessenheit zu trinken."

„Und das war gewiß sein Unglück, das hat ihn schlaff und widerstandslos gemacht."

Mit wehmütigem Lächeln verneinte der Wirt: „Das war sein Unglück nicht allein, nein, lieber Herr, das weiß ich besser! Sein Unglück war ganz was andres. — Er hat zwar nie darüber ein Wort gesagt, aber ich hab' es gefühlt — sein größtes Unglück waren seine Frau und sein Kind!"

Erstaunt sah der Maler auf. — „Nicht möglich!"

„Doch, lieber Herr, doch doch! Das war eine Fessel für ihn, das hat ihn hier festgehalten! Deswegen hat er sich hier abplagen müssen mit Stundengeben und so weiter — Geld verdienen mußte er, um seine Familie zu ernähren — dabei blieb ihm dann nicht viel Zeit, sich seiner Kunst zu widmen. Denn wenn er sich müde und kaput gemacht hatte, dann konnte er sich nicht konzentrieren, um abends noch für sich zu arbeiten, da war alle Stimmung dahin. Und da kam er dann zu mir, weil er einem sein Leid klagen mußte, — und so hat er denn nach und nach angefangen zu trinken, um seinen Kummer wenigstens für ein paar Stunden zu vergessen. Sehen Sie, so ist es gewesen, das können Sie mir aufs Wort glauben."

Nachdenklich fragte der Maler: „Und viel Freunde hat er hier wohl auch nicht gehabt, wie?"

„Nicht einen, lieber Herr! Das war ja auch sein Unglück mit. Hätte er es verstanden, sich hier ein wenig beliebt zu machen, dann hätte man ihm wohl auch einen städtischen Posten gegeben, als Organist oder als Gesanglehrer — oder so — aber nein, für so was war er nicht zu haben — immer frei heraus mit der Wahrheit; nie hat er einem zu Munde geredet — na, und damit schafft man sich eben hier keine Freunde! Da bekamen denn andre die Posten, die es besser verstanden, sich hier lieb Kind zu machen."

Li 6 (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0003

Vermischtes.

Nebra, 2. Mai. Der Königl. Herr Kreisarzt hat eine bacteriologische Untersuchung unseres Trinkwassers vorgenommen, die ergab, daß das Wasser einwandfrei ist.

Nebra, 2. Mai. Ein gewerbliche Fortbildungsschule zu gründen, ist durch den Königl. Herrn Landrat angeregt. Er stützt sich dabei auf die Abänderung zur Reichsgewerbeordnung vom 27. Dezember 1911. In unserer Stadt würden etwa 45 Schüler (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter, Handlungsgehilfen- und Lehrlinge) in Frage kommen. Zweifellos macht sich bei der Jugend das Fehlen der Fortbildungsschule in so mancher Beziehung bemerkbar. Da aber nicht alle jungen Leute durch das Gesetz erfaßt werden, wie z. B. die landwirtschaftlichen Arbeiter, Tagelöhner usw. so würde mit der Fortbildungsschule etwas ganzes nicht erreicht werden. Die Fortbildungsschulpflicht auf sämtliche jungen Leute auszudehnen, dürfte sich eher empfehlen. Die Angelegenheit beschäftigt z. Zt. die städtischen Vertretungen.

Nebra. Wie hier bekannt wird, ist dem Zingster Steinbruchsbetriebe wieder mal eine größere Sandsteinlieferung übertragen, was im Interesse unserer Steinhauer und der ganzen Arbeiterschaft mit Freuden zu begrüßen ist, zumal in diesem Jahre sich hier ein allgemeiner Arbeitsmangel bemerkbar macht. Möge es dem Inhaber des Betriebes Herrn Maurermeister Meinecke vergönnt sein, noch mehr solcher Arbeiten nach Nebra zu schaffen, damit unsere einst so blühende Steinhauer-Industrie, welche in den letzten Jahren leider sehr zurück gegangen ist, wieder etwas mehr zum Aufschwung kommt. Wünschen wir aber auch, daß dem Herrn Meinecke der Dank nicht ausbleibt und ihm sein unermüdlicher Fleiß auch etwas erübrigt und er nicht, wie es häufig vorkommt, mit Minus abschließt.

Freyburg, 30. April. Aus der Schöffen-Sitzung. Der Arbeiter Heinrich Schwerdt-Nebra wird, weil er in der Flur Albersroda von einem Wagen eine Tabakspfeife entwendet hat, mit 1 Woche Gefängnis belegt.

Freyburg. Der Bezirk Naumburg a. S., welcher 40 Vereine umfaßt, hält am 16. Juni hier ein Turnfest ab, bestehend aus Freiübungen und Geräteturnen. Die Festordnung ist folgende: 7 Uhr Empfang; 1/2 8 Uhr Kampfrichtersitzung; 8 Uhr Beginn des Wetturnens; 12 Uhr Mittagessen; 1/2 2 Uhr Antritt zum Umzug am Eckstädterplatz; 2 Uhr Umzug; 1/2 3 Uhr Allgemeine Freiübungen; 3 1/4 Uhr Vereinsturnen und Sondervorführungen; 5 Uhr Spiele; 7 Uhr Siegerverkündigung; 8 Uhr Tanz im Jahnhaus und Schützenhaus. Geturnt wird am Reck, Barren und Pferd und volkstümlich Kugelstoßen und Hindernlauf. Wer 70 Punkte erreicht ist Sieger. Ein Sonderzug wird kurz vor 7 Uhr in Naumburg abgehen.

Freyburg. Das 12. Jahnwetturnen findet in diesem Jahre am Geburtstage unseres Turnvaters am 11. August wieder an der Stelle statt, wo der Altmeister Jahn seine letzten Jahre verlebt hat. Seit 1901 erfreut sich dieses Gedenkturnen eines steten Zuwachses der Teilnehmer. Turner aus allen Gauen Deutschlands sowie Oesterreichs rangen bisher an dieser historischen Stätte um den Eichenkranz. Alljährlich kehren dieselben Übungen des Fünfkampfes wieder: Stabhochsprung, Weitsprung, Steinstoßen, Schleuderball, 100 m lauf. Mit großen Kosten ist eine Laufbahn mit automatischer Zeitmessung angelegt worden. Etwaige Anfragen wolle man an den Wetturnausschuß in Freyburg a. U. richten.

Naumburg. Das Parseval Luftschiff P. L. 6 wird, günstiges Wetter vorausgesetzt, am Sonntag, den 5. Mai, nach Naumburg kommen. Vorläufig ist geplant, daß das Luftschiff in den Vormittagsstunden zwischen 10 und 11 Uhr auf dem Exerzierplatze am Buchholz landet und dann von dort aus einige Passagierfahrten ausführt. Das Schiff faßt 10 Passagiere. Die Ortsaufstiege werden rund eine Stunde dauern, der Fahrpreis wird je nach den Anmeldungen (an Oberleutnant Riemann, Naumburg, Gartenstraße 12) auf 50 bis 75 Mk. festgesetzt.

Auftedt. Dem hiesig. Amtsgericht wurden in den letzten Tagen zwei gefährliche Einbrecher eingeliefert: ein gewisser Hilbrecht aus der hiesigen Gegend, der zurzeit im Zuchthaus in Wangard noch bis 1913 Strafe zu verbüßen hat und ein gewisser Billis, ein Berliner Geldschrankknacker, der im Zuchthaus zu Burkau noch bis 1915 zu sitzen hat. Man vermutet, daß die beiden „schweren Jungen" auch am 2. Juni 1911 den Einbruch im hiesigen Amtsgericht verübt haben.

Kirchliche Nachrichten.

Sonntag Cantate.
Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonus Beisert.
Amtswoche: Herr Diakonus Beisert.

Getraut: Am 28. April Friedrich Wilhelm Bretnütz, Landwirt, und Wally Else Weißhuhn hierselbst.

Beerdigt: Am 27. April Friedrich Eduard Hellmuth, Rentier hierselbst, 57 Jahre 10 Monate 3 Tage alt.

Bekanntmachung.

Die Frist zur Anbringung der **Dachrinnen** wird bis zum **1. Juli** dieses Jahres verlängert.
Nebra, den 2. Mai 1912. **Die Polizei-Verwaltung.** Pröschold.

Bekanntmachung.

Der Termin zur **Erst- und Wiederimpfung** der hiesigen Impfpflichtigen **findet nicht am 6. und 7. d. Mts., sondern am 20. und 21. d. Mts.,** nachmittags 2 Uhr in der hiesigen Volksschule statt.
Nebra, den 2. Mai 1912. **Die Polizei-Verwaltung.** Pröschold.

Brennholz- und Fichtenstangen-Verkauf.
Forstrevier Vitzenburg.

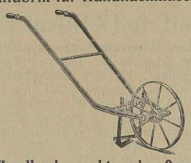
Dienstag, den 7. Mai, Vormittags 11 Uhr, sollen im **Gasthofe** hierselbst folgende Hölzer versteigert werden:
Forstort Burgtal: 40 rm Eich-Reiser, 400 rm Buchen-Reiser. **Forstort Haderberg:** 36 rm Eichen-Knüppel und 3 Stck. Rüsternnutzenden. **Forstort Warthügel:** Fichtenstangen 240 Stck. II. Kl. und 4200 IV.—VIII. Kl.; 20 rm Nadelholzknüppel und 140 Stck. Kiefernstangenhaufen. **Wachsmuth.**

Tapeten! Tapeten!
Größte Auswahl — Billigste Preise
H. Baum, Nebra.

Königlich Preußische Lotterie.
Die Erneuerung der Lose 5. Klasse 226. Lotterie bitte von heute ab bewirken zu wollen. **Waldemar Kabisch.**

Prima: **Masthammelfleisch** und **Knoblauchswurst** empfiehlt **Otto Rixrath.**

Gewerbe- und Industrie-(Jubiläums-)
Ausstellung

QUERFURT
vom 15. bis 25. Juni 1912
R. Sturm,
Querfurt.
Spezialfabrik für Handhackmaschinen.

Beste Handhackmaschine der Gegenwart
für Rüben und Getreide, verstellbar für jede Reihenweite.
Auf Wunsch auch auf Probe.

Diese Menge Gerstenmalz

gehört zur Herstellung eines halben Liters
Köstritzer Schwarzbieres
aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz. Daraus ergibt sich der auch ärztlich anerkannte hohe Wert des Köstritzer Schwarzbieres als Nähr-, Kraft- und Gesundheitsmittel für Kranke, Rekonvaleszenten und Gesunde. Jede Flasche muß ein Etikett mit dem Fürstlichen Wappen tragen. In Wennungen nur echt bei Moritz Elsner.

Wohnungen
zu vermieten und 1. Juli zu beziehen.
Preußischer Hof.

Eine Wohnung
zu vermieten und 1. Juli zu beziehen bei
Gottlob Schmidt.

Öhmig-Weidlich Seife
aromatisch
ist und bleibt die beste für den Haushalt.
Verkaufsstellen durch Placate kenntlich.
Zu haben bei: **Johann Hecker, Ad. Bischoff,** in Liederstädt: **Louis Schlichting,** in Klein-Wangen: **Alb. Vocke,** in Kirchscheidungen: **Frz. Gölzner.**

MAGGI's Boullion-Würfel
sind in Qualität einzig!
5 Würfel **20** Pfg., einzeln 5 Pfg.

Michel
Michel—Brikets
anerkannt beste Marke.
Alleinverkauf für Nebra und Umgegend: **Carl Schramm, Naumburg a. S.**

MARKE SALAMANDER

Einheitspreis Mk. 12,50,
Luxusausführung Mk. 16,50.
Alleinverkauf für **Nebra**
Hermann Sachse.
Nähe der Bahn.

Schönheit
verleiht ein rosiges, jugendfrisches **Antlitz,** weiße, sammetweiche **Haut** und ein reiner, zarter schöner **Teint.** Alles dies erzeugt die allein **echte Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** à St. 50 Pf., ferner macht der **Dada-Cream** rote und rissige Haut **in einer Nacht** weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg. bei **Walter Gutsmuths,** Adlerdrog.

Zu dem am
Sonntag, den 5. Mai, abends 8 Uhr, im „Schützenhaus"
stattfindenden
I. Stiftungsfeste
ladet die organisierten Bergarbeiter der Zahlstelle **Nebra und Umg.,** Freunde und Gönner höflichst ein **der Vorstand.**

Nachruf.

Am 24. April verstarb zu Nebra der frühere Stadtgutsbesitzer

Herr Eduard Hellmuth.

Der Verstorbene war seit Begründung der landwirtschaftlichen Haushaltungsschule zu Nebra Mitglied des Kuratoriums und hat während dieser Zeit stets das Interesse der Anstalt ganz besonders wahrgenommen. Seiner regen und fördernden Tätigkeit ist es insbesondere zu verdanken, daß die Anstalt in Nebra errichtet werden konnte. Sein Andenken wird dankbar in Ehren gehalten werden.

Namens des Kuratoriums
der landwirtschaftlichen Haushaltungsschule zu Nebra.
von Helldorff-St. Ulrich.
Vorsitzender.

Persil
für
Krankenwäsche
(Wichtig-lesen!)
Das selbsttätige Waschmittel.
Persil entfernt spielend leicht Blut-, Eiter- und sonstige Flecken, beseitigt scharfe Gerüche und
desinfiziert gründlich
ohne den geringsten Schaden für das Gewebe. Die Wäsche erhält den frischen, duftigen Geruch der Rasenbleiche.
Erprobt u. gelobt!
Nur in Originalpaketen, niemals lose.
HENKEL & CO. DÜSSELDORF. Alleinige Fabrikanten auch der allbeliebten
Henkel's Bleich-Soda

Nachruf.

Nach längerem Leiden verschied am 24. April der frühere Stadtgutsbesitzer

Herr Eduard Hellmuth zu Nebra.

Der Verstorbene, welcher seit 1879 unserem Vereine und seit langen Jahren dem Vereinsausschuß und den meisten Kommissionen angehörte, hat sich durch seine rege, stets bereit- und opferwillige Tätigkeit im Interesse unserer heimatlichen Landwirtschaft ein großes Verdienst erworben. Der Verein wird diese Tätigkeit nicht vergessen und dem Verstorbenen stets ein dankbares Andenken bewahren.

Namens des Vorstandes und des Ausschusses
des landwirtschaftlichen Vereins Steigra.
von Helldorff-St. Ulrich.
Vereinsdirektor.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra. **Hierzu Sonntagsblatt.**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt.

Die Nachtigall im Busch der Wiese
Singt noch, wie einst im Paradiese,
Verständlich jedem Sinn und Ohr;
Seitdem der Menschenzunge Lallen
In so viel Sprachen ist zerfallen,
Daß sich nicht mehr versteht ihr Chor.

Die Nachtigall mit ihrem Schnabel
Hat zum Verirrungsbau von Babel
Getragen keinen Mörtel bei;
Warum? sie war zu sehr beschäftigt
Mit ihrem Nest und hat bekräftigt,
Daß es zu bauen besser sei.

Die Freunde.

(4. Fortsetzung.) Roman von Friede H. Kraze.

Wieviel Wochen er wohl schon so in der Tonga gesessen hatte! Würde er nie zu Trot zurückkommen? — — Nachher schlief er ein, und immer war es ihm, als ob er durch das dicke, schwere Dunkel jagte, Rose nach, die seinen Talisman forttrug.

Dann ruckte die Tonga heftig und hielt an. Frank wachte auf und fand sich unter dem Sitz liegend. — Als Trot herzueilte, traute er seinen Augen nicht. Frank kroch schwerfällig herunter. Er machte den Eindruck eines Betrunkenen oder in Haschischrausch Verfallenden. Trot faßte ihn erschrocken an der Schulter.

„Alter Junge! Mein Gott, was ist dir?" Da stürzte Frank vornüber.

„Das Fieber," sagte der Tongakutscher. „Gleich als der Sahib, der weiße Herr, einstieg, sah ich, daß er das Fieber hatte!"

Elftes Kapitel.

Die Dasi warf sich bitterlich schluchzend auf den Erdboden. Sie schlug mit den Händen ihr Gesicht und riß an dem Ring, der ihr in der Nase hing.

Warum tat sie das?

Vor vier Wochen waren etliche Männer heraufgekommen in die Berge. Zwei davon hatten eine Bahre aus Bambuszweigen getragen, die andern einen großen Korb auf dem Rücken.

In dem Korb waren Waffen, Bücher, eine kleine Apotheke, Kleidungsstücke, Werkzeuge und Vorräte. Auf der Bahre lag ein Mann. Der Mann auf der Bahre und einer seiner Träger waren Weiße. Die andern waren Eingeborene aus dem Korazuter Distrikt.

Der weiße Mann auf der Bahre hatte das Fieber, darum wurde er auf die Höhen getragen. Das Gefährt hatte zurückgeschickt werden müssen; denn auf den schmalen Bergpfaden, die an Abgründen entlang führten, war kein Raum mehr für ihn. Man hatte sich im Bungalow (Station) einquartieren wollen. Aber in der Woche vorher war ein Feuer ausgebrochen. Man hatte den Schmied und noch ein paar geholt, die hatten helfen müssen, und es war ein Ding errichtet worden, halb Zelt, halb Hütte, in dem der kranke weiße Mann wieder gesund werden sollte. Dasi war die Tochter des Schmiedes. Im allgemeinen sind die Höhenbewohner durch Häßlichkeit ausgezeichnet, besonders die Frauen. Die Dasi aber war aus der Art geschlagen. Ihr Wuchs war königlich, und ihre Augen glichen denen der Gazelle. Sie ging überdies nicht fast völlig nackt, wie es den Frauen im Jeypurer und Korazuter Gebirge trotz der Kälte ihres Landes ein uraltes, grausames Religionsgesetz vorschreibt, sondern sie trug eine Art Hemd aus Baumrindenfaser und eine Schnur von Kaurimuscheln um den Leib. Ihr Zopf war nicht wie der der andern Domlomädchen mit schwarzen Fäden durchflochten, sondern wie ein Krönchen trug sie ihn um die Stirn gelegt.

Freiherr von Horn,
der neue kommandierende General des 3. bayerischen Armeekorps. Freiherr von Horn wurde damit der Nachfolger des zum bayerischen Kriegsministers ernannten Freiherrn Kreß von Kressenstein.

Woher das kam?

Die Dasi war als kleines Kind dem Verwaltungsbeamten von Pollingi einmal vor die Hufe seines Pferdes gestürzt. Das hätte sie beinahe zertreten. Der Verwaltungsbeamte war ein guter Mensch. Die armen Domloleute, die unter der Last ihrer Steuern schier zugrunde gehen, dauerten ihn. Zudem hatte er in der Woche vorher sein letztes Kind begraben. Er hob die Dasi auf und brachte sie seiner Frau mit. Man hatte das Kind gut behandelt und christlich erzogen. Aber trotz der geknechteten Stellung, die ihr Geschlecht bei den Domlos einnimmt, trotz der sanften Worte, guten Lehren und hübschen Kleider, die man in Pollingi für sie hatte, brach eine gewaltige Wildheit bei dem Mädchen aus, um die Zeit, wo junge Europäerinnen anfangen, still und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0005

sinnig zu werden oder zu kokettieren. In einer Mondnacht machte sie sich auf den Weg, ohne etwas mitzunehmen, als die Korallenschnur, die ihr die Pflegemutter auf dem Markt gekauft hatte.

Instinktmäßig fand sie den Weg zum Dorfe ihrer Geburt und zu der Hütte, in die sie gehörte.

Der Schmied, ihr Vater, kannte sie nicht mehr, und ihre Mutter war gestorben. Trotzdem machte sie sich heimisch unter den Dorfleuten, und in der Nacht kroch sie mit in die zehn Fuß im Geviert messende Erdhöhle, in der zwölf bis zwanzig ihres Geschlechts ihre Schlafstätte fanden.

Zuweilen betete sie noch zum Gotte der Weißen. Aber beim Feste der Göttin Bovodauni spritzte sie jubelnd wie ihre Stammesgenossen das Blut der Opfertiere umher.

Auch ein paar Freier hatten sich bereits für sie gefunden. Aber sie war ihnen entwischt, flink wie ein Äffchen.

Als die beiden Weißen in das Zelt einzogen, hatte sie dabeigestanden, ihre Unterlippe nagend, eine tiefe Falte über der Nasenwurzel. — Seit zwei Jahren lebte sie jetzt unter ihren Leuten. Die Erinnerung an Pollingi wurde wach. —

Am Abend dieses Tages stellte sie ein Körbchen aus Blättern, mit Mangofrüchten gefüllt, vor die Tür des Zeltes.

Am folgenden Tage benutzte sie den Augenblick, als Trot herauskam, um sich frisches Quellwasser über seinen müden Kopf und Nacken rinnen zu lassen.

Ohne auf den Domlomann zu achten, der indessen Frank bewachen sollte, trat sie in das Zelt und betrachtete den Kranken mit demselben halb gespannten, halb mißmutigen Ausdruck von gestern.

Frank warf sich unruhig hin und her. Sein Gesicht war abgezehrt vom Fieber. Seine Augen irrten ins Leere.

„Rose!" schrie er, „der Schmetterling!"

Die Dasi faßte seine heiße Hand, dann kniete sie neben dem Lager nieder.

Als Trot hereinkam, blieb er wie angewurzelt stehen. Denn in ganz wohlverständlichem Englisch sagte die tiefe, angenehme Stimme des Mädchens: „Sei nur ruhig, ich will dir den Schmetterling bringen!"

Noch seltsamer berührte es Trot, daß auf diese Worte hin der Kranke ruhig wurde. Die Angst und Unruhe verminderten sich. Er ließ seine Hand in der des Mädchens, der qualvolle Schrei nach Rose und dem Talisman war verstummt. Wie selbstverständlich war die Dasi nun im Zelt geblieben. Sie verließ es nur, um sich am Bach zu waschen und ihr Haar zu ordnen oder um eine Blume, eine Frucht für Frank zu holen.

Ihre Gegenwart, Trots unermüdliche Sorgfalt, die Luft der Berge und Chinin brachen endlich die Macht des Fiebers.

Als Frank zum ersten Male mit Bewußtsein die Augen öffnete, fiel sein Blick auf das Mädchen, das ihn mit rührender Hingebung betrachtete.

Sie hatte einen kleinen, roten Schmetterling in ihrer schwarzen Flechtenkrone befestigt.

Nachher begann die Tragödie von Korazut.

Wiewohl Frank sich zusehends besserte, wich und wankte die Dasi nicht von seiner Seite.

Trot versuchte, was er nur konnte, um sie jetzt fern zu halten. Aber alles war erfolglos. Überdies fiel es ihm schwer, hart gegen sie zu sein.

Die Selbstlosigkeit und Hingabe der Dasi an Frank rührte ihn. Er hätte ihr viel zuliebe dafür tun mögen. Aber das einzige, wonach sie begehrte, halb instinktiv, halb bewußt — das konnte er ihr nicht geben. So hoffte er nur, die Genesung möge sich beschleunigen, daß all dieses ein Ende nähme.

Über den Brief hatte er noch nicht mit Frank gesprochen. Als er ihn zerknittert in der Rocktasche des Freundes fand, hatte er ihn gelesen, und seine trübe Vorahnung war bestätigt worden. Wie sehr er auch um den Freund und für ihn litt — er brachte es nicht über sich, Rose zu verurteilen. Hatte er sich ihr nicht in Freundschaft gelobt? Armes, mißgeleitetes, törichtes Kind — ihr Glück stieß sie mit Füßen von sich, und niemand war bei ihr, der sie hätte warnen mögen und lehren und halten!

Nach wiederum vier Wochen schien Frank reisefähig. Auch er drängte danach, fortzukommen. Ob ihm die Gegenwart der Dasi auch wohltat — je gesünder er wurde, um so mehr schien sie ihn zu erregen und zu bedrücken.

Um die Gefühle des Mädchens zu schonen, hatte Trot das Packen in der Nacht vorgenommen und vor Sonnenaufgang die Pferde und die Träger bestellt.

Drei Stunden später war die Dasi, einen Kranz um ihr schönes Haar geflochten, zu dem Zelt gekommen.

Sie trat ein. Das Zelt war verlassen, nur ein paar Schmucksächelchen und eine bunte Schärpe waren in dem Körbchen, darin sie Früchte zu bringen pflegte.

Zwölftes Kapitel.

Rose Becketts Haus sah dem Traumbild ähnlich, das sie vor drei Jahren Frank Edgerton damals am Strande entworfen hatte.

Schier endlos der Park und galonierte Diener, Sevres und Kristall, Silber und Brokat, Gesellschaften, Segel- und Autofahrten, Rennen und Jagden — und sie die Königin.

Aber der König! Der König mit den enthusiastischen Augen, mit dem lauteren Herzen und der Kraft und Liebe und den Küssen der Jugend!? Wo war er?

Einen Augenblick huschte ein Schatten über das feine Gesicht der jungen Frau, wenn ihre Gedanken mit ihr davoneilten. Dann schüttelte Rose unmutig den Kopf und klingelte nach der Zofe oder sie ließ ihr Reitpferd vorführen oder die Schneiderin kommen.

Nachdem Rose etwas länger als ein Jahr verheiratet war, wurde sie Mutter eines Knaben.

Als Mister Beckett Rose heiratete, hatte sein Haupthaar bereits angefangen, sich bedenklich zu lichten. Er war über Hals und Kopf in Rose verliebt gewesen, und ihre Koketterien, mochten sie auch harmlos genug sein, hatten seine bitterste Eifersucht erregt. Er mußte sich sagen, daß Rose ihn niemals um seiner selbstwillen geheiratet hätte, denn es war wirklich wenig genug Anziehendes an ihm. Aber er fühlte sich dennoch aufs tiefste verletzt und suchte sich auf seine Weise für die Vernachlässigung seiner Frau zu entschädigen.

Nach der Geburt seines Sohnes war ein Wechsel in seinem Lebenswandel eingetreten. Er liebte dieses kleine, strampelnde Geschöpfchen. Es berührte den einen, innersten, guten Punkt in ihm, den zu entdecken seine Frau sich niemals die Mühe genommen hatte.

Er war ihr dankbar für den Jungen. Er konnte lange still vor dem Moseskörbchen sitzen und Pläne schmieden, wie sich die Zukunft seines Erben gestalten würde.

Er widmete sich seiner Frau wieder mehr, und sie nahm seine kleinen Aufmerksamkeiten huldvoll an, um so mehr, als sie ziemlich lange noch den Strudel der Geselligkeit meiden mußte und sich trotz des Kindes langweilte.

So war das zweite Jahr ihrer Ehe eigentlich besser, als das erste, in innerlicher Beziehung, wenn auch der stumme Mahner — die Erinnerung süß und weh und beschämend zugleich — immer wieder sich meldete.

Dann starb der Junge, und irgendwie schob Edward Beckett die Schuld daran seiner Frau zu. Er meinte, sie wäre in der Pflege nicht sorgfältig genug gewesen. Ferner verzieh er es ihr nicht, daß sie in den letzten Tagen von Babys Krankheit noch ausgeritten war und Besuch empfangen hatte.

Wohl war Rose sehr traurig, als der liebe, kleine Bube auf den Friedhof getragen wurde. Aber es war nichts in ihr, das aufschrie in Leid und sie an die Brust ihres Mannes drängte, der sie in diesem Falle begriffen hätte. —

Der Regen klatschte draußen. Durchnäßt, mit gesenktem Kopf und schwerem Schritt kam Edward Beckett vom Begräbnis zurück. In dem kleinen Gartenzimmer fand er Rose und Mama vor dem Kaminfeuer sitzend, ganz gefaßt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0006

und wartend, nicht auf ihn — sondern auf den Tee; man hatte ihn so sehr nötig nach dieser schrecklichen Aufregung.

Der Mann sah die beiden Frauen vorwurfsvoll an. Dann machte er ihnen eine tiefe Verbeugung und ging hinaus. Zum erstenmal in seinem Leben warf er die Tür hinter sich ins Schloß. Er war kein guter Mann, aber er verletzte nie den guten Ton, und dieses Türwerfen bedeutete den Anfang vom Ende zwischen ihm und seiner Frau.

Sofort reiste er nach Paris.

* * *

Rose blieb zurück; eine Zeitlang traurig um Baby. Dann wurde sie ärgerlich über ihren Mann, und zuletzt langweilte sie sich ganz sträflich.

In tiefer Trauer konnte sie doch kaum die Gesellschaftszeit in London mitmachen, und gerade darauf hatte sie sich gefreut.

Wenn ihr Mann doch zurückkäme — was tat er eigentlich so lange in Paris? —, so hätte sie wenigstens ab und zu ein paar Freunde bei sich sehen können. Ohne ihn? — das wagte sie doch nicht so recht. Sie war noch sehr jung.

Als ihre Ungeduld und ihr Lebensdurst den Höhepunkt erreicht hatten und sie sich eben aufs Bitten legen wollte, kam Mr. Beckett eines Tages von selbst. Paris war ihm wieder einmal langweilig geworden. Und dann, etwas zog ihn zurück — ein kleines, grünes Grab.

Hätte Rose jetzt das rechte Wort gefunden, vielleicht hätte sie doch noch etwas gerettet, was ihr später zum Anker geworden wäre. Aber ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Ein paar Monate lebten sie nebeneinander her wie Fremde, die das gleiche Haus bewohnen. Jedem fehlte Neigung und Fähigkeit, in dem andern etwas zu suchen. Dann hatte der Arzt Rose einen Winter auf der Insel Wight anempfohlen, da ihre Gesundheit seit der Geburt des Kindes nie wieder ganz auf der Höhe gewesen war. Ihr Mann hatte sie selber hingebracht. Dann war er nach London zurückgekehrt, um von da aus eine Weltreise anzutreten.

Dreizehntes Kapitel.

Jacques Bassot gab ein Maskenfest, und halb Paris war zugegen. Staatsmänner, Vikomtes und Marquisen, die hohe Finanzwelt und die Sterne der Oper, vor allem aber Künstler — sehr viel Künstler und Künstlerinnen.

Die kleine, lebhafte Madame Bassot war eigentlich nur auf Maskeraden, Aufführungen, Phantasietänzen und, wo man lebende Bilder stellte, wirklich in ihrem Element. Eine richtige Bühne hatte sie vor Jahren schon in ihrem Gartensaal bauen lassen, und jedes Jahr mußte ihr Mann für sie neue Kulissen malen. Er, dessen Seestücke Tausende erzielten, kletterte dann lachend auf Stehleitern herum und spielte ein paar Tage Anstreicher, wie er sagte. Aber im Grunde hatte er mindestens ebensoviel Freude daran, wie seine kleine, lustige Frau. Frank und Trot waren im allgemeinen gegen derartige Veranstaltungen. Aber wenn einer das so famos zu arrangieren wußte, wie Bassot, so mußte man ihm schon den Gefallen tun und mitmachen.

Schon anderthalb Jahr lebten die beiden Freunde jetzt in Paris. Als sie damals aus Indien zurückgekehrt waren, gingen sie zunächst zu den Vätern. Aber in dem endlosen Park und der tiefen Stille von Burton Hall kam Frank weder über die verlorene Geliebte, noch über die Nachwirkungen der Krankheit hinweg. Die zwei Dinge saßen noch immer wie ein verborgener Stachel im Fleisch, und die leiseste Berührung reizte sie.

Trot, der den Freund so gut kannte, wie sich selber, erriet, daß jenem vor der Hand nichts helfen konnte, als eine Zerstreuungskur. Rose und das Fieber mußten mit Gewalt aus dem Gedankenkreise so lange verbannt werden, bis der Körper kräftig genug war, den Kampf gegen die beiden bewußt aufzunehmen. Und Paris war ausersehen, den innerlichen und äußerlichen Heilungsprozeß zu beschleunigen.

Lord Elverdale hätte seinen Sohn gern länger bei sich behalten. Man hatte ihn so ganz allein gelassen. Sein Weib und Will waren gegangen auf Nimmerwiedersehen. Und was blieb ihm von Frank?

Aber selbstverständlich ging das nicht anders. Wenn man einen Knaben in die Schule tat, so mußte man sich an den Gedanken gewöhnen, daß fortan das Vaterhaus nichts weiter, als das Ferienheim für ihn bedeutete. Nun hieß es, den Ferienjungen wieder hergeben.

Der alte Edelmann, der sich noch aufrecht hielt wie ein Vierziger, sagte kein Wort vom Bleiben, als ihm Trot seinen Pariser Plan unterbreitete; denn er sah ein, daß es so am besten für seinen Sohn war.

Trot selbst hatte sich längst die Sorbonne, die Pariser Universität, gewünscht. So machte sich alles vortrefflich.

Man wohnte im Studentenviertel. Das war das einzige, was Frank sich ausbedungen hatte. Im übrigen hatte er alles dem Freunde überlassen.

In der Rue Visconti hausten die beiden.

Das Haus war ein Künstlerheim, und doch anders, als viele es verstehen.

Vier Zimmer und die Küche im Souterrain, ebensoviel Räume oben und dann eine ganze Schar Mansardenwinkelchen, Eckchen, Treppchen und Fensterluken darüber.

Zwei der oberen Zimmer waren zum Atelier umgebaut worden. Durch die vorderen Fenster tönte gedämpft das Brausen der Menschheit von Pont Saint Michel, nach hinten war alles Sonnengold auf Platanen- und Kastanienlaub.

Unten wohnte Trot. Und zwar sah es auch hier in seinen Stuben ebenso unordentlich aus, wie es immer darin ausgesehen hatte. Aber er war hier nicht vollkommen sein eigener Herr. Die Politur der Möbel mußte er schonen, sonst bekam er es mit „ihr" zu tun.

Mit wem? Natürlich mit Mademoiselle, dem Tyrann ihrer Kindheit. Mußte sie nicht auftauchen, als die beiden geliebten Enfants gâtés sich in Paris niedergelassen hatten?

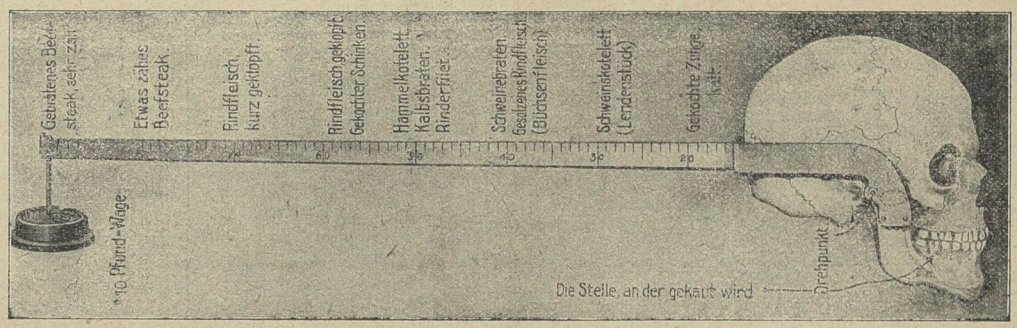
Lord Elverdale hatte in seiner Herzensgüte niemals die Verbindung mit der alten Getreuen einschlafen lassen. Mademoiselle war nicht mehr jung, als sie Burton Hall verließ, um in Paris vom Stundengeben zu leben. So waren alle Jahre einmal einige Banknoten aus England an ihre Adresse abgegeben worden. Als Trot und Frank dann erwachsen waren, hatten sie stillschweigend die Mode des Vaters angenommen. Als sie sich in Paris niederließen, war Trot ein Gedanke gekommen. Mademoiselle sollte ihnen den Haushalt führen, und es war in keiner Beziehung ein übler Gedanke.

Zunächst hatte die kleine Dame im gepufften, grauen Lockenscheitel und dem prallen, schwarzen Seidenjäckchen, das sie wie früher in Burton Hall über einer helleren Weste trug, wirkliche Freudentränen vergossen, als man ihr den Vorschlag gemacht. Ferner hatte sie, obgleich sie jahrelang Erzieherin gewesen, sehr klare Begriffe über Mayonnaise und Remoladensauce. Zum dritten war es wohltuend, jederzeit Knöpfe da vorzufinden, wo das Schicksal sie hinbestimmt hatte. Viertens aber, und das war die Hauptsache, ging eine beruhigende Atmosphäre von ihr aus. Ein ganz entsetzter Blick konnte in ihren kleinen, blanken Augen sein, wenn die Pflegesöhne einmal erst in der Morgenfrühe heimkehrten und am anderen Tage etwas grau und übernächtig aussahen. Eine fast schmerzliche Resignation drückte die Haltung der kleinen, runden Schultern aus, wenn ein besonders hübsches Modell die Treppe zum Atelier hinaufstieg, so daß ihre bloße Gegenwart im Hause schon wie ein Desinfektionsmittel wirkte.

„La Duchesse" wurde Mademoiselle von den Freunden ihrer beiden Pfleglinge genannt. Warum, wußte man eigentlich kaum. Es mußte daher rühren, daß Jacques Bassot nach einem etwas freien Wort einmal von ihr abgekanzelt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

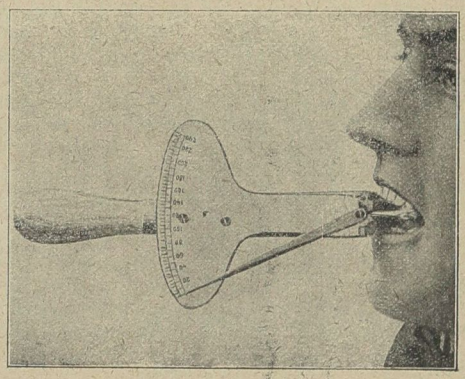
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0007



Ein Phagodynamometer, der den Widerstand der verschiedenen Fleischsorten beim Kauen anzeigt.

Die Kraft unserer Kinnbacken.

Ein Arzt in Chikago hat einen Apparat hergestellt, der die beim Kauen und Beißen geleistete Arbeit feststellen soll. Der Apparat ist sehr einfacher Natur. Er besteht aus einem Paar Stahlarme, die durch eine Feder von bekannter Spannung auseinandergehalten werden. Am Ende eines jeden Armes ist je eine Gummiplatte angebracht, damit die Person, deren Kieferkraft gemessen werden soll, auf sie beißen kann. Eine Stahlnadel wird, wenn die Arme gegeneinandergedrückt werden, gezwungen, sich längs einer graduierten Skala fortzubewegen, und die entsprechenden Zahlen zeigen die aufgewandte Kraft in Pfund an. Mit dem Gnathodynamometer — so nennt der Arzt seinen Apparat — sind in Chikago rund 1000 Personen der verschiedensten Gesellschaftsklassen untersucht worden. Dabei stellte sich heraus, daß nicht die Stärke der Muskeln, sondern die der Zähne auf das Zerkauen der Speisen von maßgebendem Einfluß ist. Der Durchschnitt der 1000 Personen zeigte eine Kraft von 171 Pfund mit den Backen- und viel weniger mit den Schneidezähnen. Ein Fleischhacker, den man gewohnt ist, als einen Mann mit furchtbarem Gebiß und Kiefern abgebildet zu sehen, brachte es nur auf 165 Pfund, ein Buchdrucker dagegen auf 270 Pfund. Von den Frauen erreichte eine Friseuse das höchste mit 160 Pfund; ein Schulmädchen brachte es auf 45 Pfund, während es mit den Schneidezähnen eine Kraft von 70 Pfund entfaltete, ein Beweis, daß es sich dieser öfter bediente als der Backenzähne. Ein anderer von demselben Arzt hergestellter Apparat der Phagodynamometer — gibt den Widerstand der verschiedenen Fleischsorten an. Er selbst ist zwar hier nicht abgebildet, aber die graphische Darstellung der verschiedenen Widerstände an dem mit dem menschlichen Kiefer verbundenen Hebelarm genügt, um das wesentlichste darzulegen. Das zarteste Fleisch, nämlich heiße, gekochte Zunge, setzte nur einen Widerstand von 3 bis 5 Pfund entgegen, im kalten Zustande aber 15 bis 20 Pfund. Bei einem Stück zähen, gebratenen Fleisches war dagegen eine Arbeit zu leisten, die einer Zahl von 90 Pfund entsprach. Bei Fleisch, das längere Zeit auf Eis



Apparat zur Messung der Kinnbackenkraft.

gelegen hat, müssen die Zahlen um ein Drittel herabgesetzt werden, da ja bekanntlich das Fleisch, das auf Eis gelagert hat, weicher wird. Auf Grund dieser Zahlen wird eine statistisch veranlagte Person leicht zusammenrechnen können, wieviel „Pferdekräfte" jeden Tag in einem Restaurant entwickelt werden — immer vorausgesetzt, daß die Zähne der „Arbeitenden" gesund sind.

Eine auf 2000 Kilometer telegraphierte Photographie.

Eine telegraphierte Photographie.

Caselli in Florenz hat bereits in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die ersten Versuche auf dem Gebiete der Fernübertragung von Bildern gemacht, indem er einfache Strichzeichnungen übertrug, und seitdem ruhten die Techniker nicht, den Bildertelegraphen zu vervollkommnen. Am vollkommensten haben der deutsche Physiker Professor Korn und der Pariser Ingenieur Edouard Belin das Problem gelöst. Beiden sind so vorzügliche Übertragungen von Photographien auf elektrischem Wege gelungen, daß man wohl sagen kann, das Verfahren hat heute bereits einen gewissen Abschluß erreicht, der es auch für die Praxis brauchbar macht. Nebenstehend bilden wir eine Photographie ab, die der Pariser Ingenieur Belin auf 2000 Kilometer telegraphiert hat. Sein Apparat ist wie der des Professors Korn ungeheuer kompliziert. Es ist nicht möglich, in einer kurzen Notiz das Verfahren eingehend zu erläutern. Ein Blick auf unsere telegraphierte Photographie zeigt, daß das Verfahren vorzügliche Resultate liefert. Belin hofft, daß sich in Bälde die großen illustrierten Zeitungen für Bilder von aktuellen Ereignissen seiner Erfindung bedienen werden. Es würde dadurch eine wesentliche Aktualisierung besonders für die Tageszeitungen erzielt werden, aber der Anschauungswert der Bilder würde erheblich vermindert werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0008

Ein eiskalter Tropf.

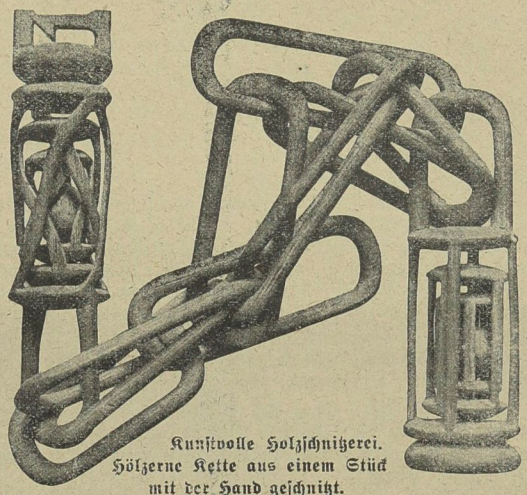
Skizze von Fritz Dressel.

Es ist lange her. Zu jener Zeit war's, als die laute Menge noch nicht so in die Berge drängte. Damals gehörte die Hochjagd zwischen den wildzerklüfteten, kahlen, wettergrauen Felsschroffen der Hörnergruppe dem Herzog von Breda. Nicht nur zur Jagdzeit kam der Herzog in das kleine Forsthaus, das wirtlich aus der Talenge herausgrüßte — er war beinahe das ganze Jahr über in seinen geliebten Bergen und fast noch mehr ein verständiger Heger, denn ein passionierter Jäger.

Aus diesem Grunde war er auch scharf hinter den Tirolern her, von denen man sagte, daß sie in seinem Bezirke wildern gingen, und hatte ohne jede Assistenz schon gar manchem eins auf den Pelz gebrannt, Schuldigen und Unschuldigen. Einer aber, dem man Wildfrevel zuschrieb, ohne es ihm nachweisen zu können, kam ihm immer wieder aus: das war der Berghofer Wastl.

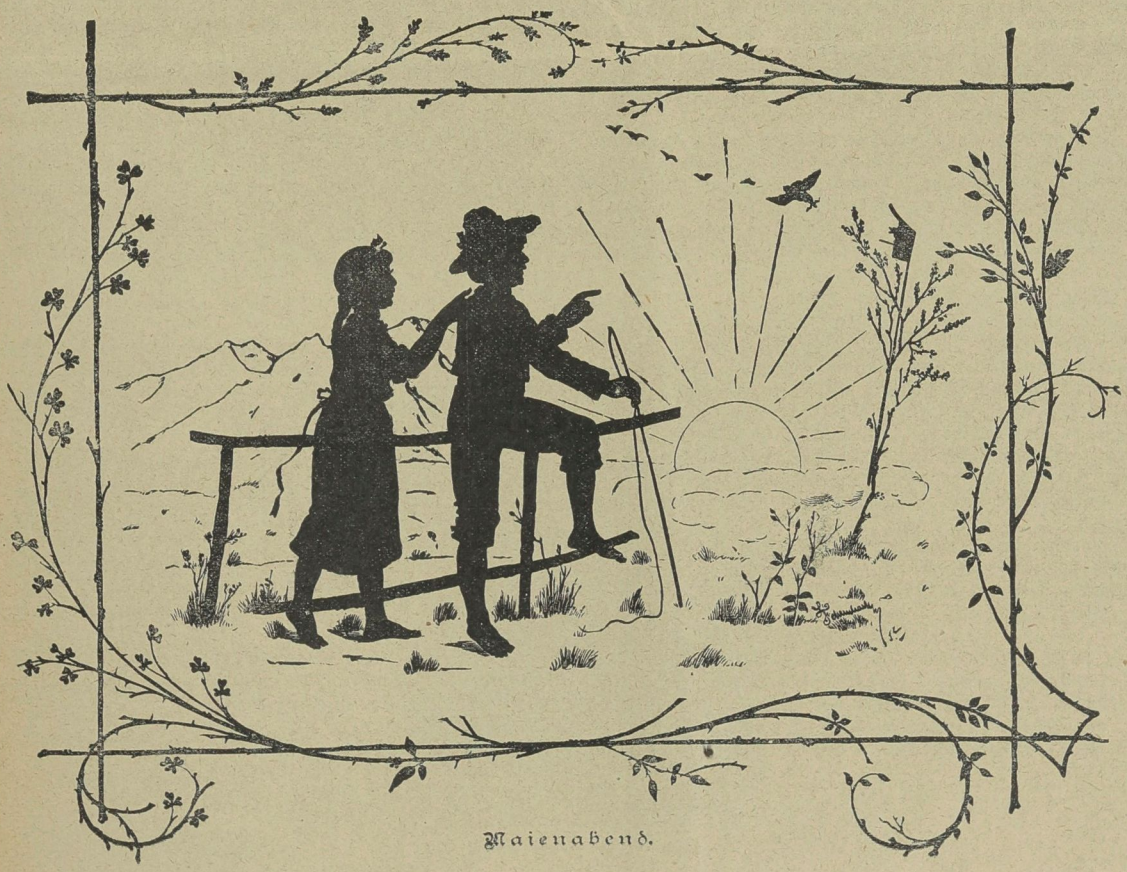
Der trieb sich Tage und Nächte zwischen den Steinwällen herum, sollte terrain- und wechselkundig sein wie wenige, kraxeln und schießen können wie keiner. Der Herzog hatte ihn nie zu Gesicht bekommen, kannte trotzdem genau seinen Steckbrief und fieberte ordentlich danach, ihn einmal zu erwischen. Seit der Juni mit warmen Tagen und hellen, linden Nächten in die Berge eingezogen war, wurden im Revier wieder verdächtige Spuren bemerkt. Lange bevor die Sonne über das breite Joch blinzelte, stieg der Herzog mit seinem Jäger ins Gewände ein. Geredet wurde nichts.

Lautlos durchqueren sie die Hochregion. Ab und zu suchen sie mit dem Fernglas die Hänge ab und erkennen völlig vertraut äsende Gemsen, die behaglich ziehen. Also kein Wilderer in der Nähe . . . Plötzlich aber gibt der Herzog dem Förster ein Zeichen. Es steinelt . . . Seitlich der Prallwand kommt eine Gemse, ein starkes Stück, tief herab und scheint den Wechsel hinauf nicht mehr zu finden. Sie sichert umher — der Gamsgrind taucht hinter der Wand unter, erscheint



Kunstvolle Holzschnitzerei.
Hölzerne Kette aus einem Stück mit der Hand geschnitzt.

Die Arbeit stammt von einem amerikanischen Farmer und Handwerker, über den jetzt amerikanische Blätter große Abhandlungen bringen. Geschnitzt sind diese und ähnliche Arbeiten mit dem Taschenmesser. Das Holz wird ganz naß verwendet.



Maienabend.

wieder. Mit einem Male wird sie rogelig . . . Aha! Gefahr im Verzug . . . Schon pfeift das Leittier warnend. Der Herzog ist schrecklich aufgeregt . . .

Obgleich der Jäger weiß, daß sogleich das ganze Rudel hochmachen wird und er den Missetäter nicht mehr erwischt, tut er seinem Jagdherrn doch den Gefallen und packt die Felsnase schön stad an. Die Hoheit bleibt allein, lugt weiter aus und gewahrt auf schwindelnder Höhe eine Gestalt mit der Büchse. Die schweren Schuhe des Verwegenen hindern ihn nicht, über das teilweise nachrutschende Geröll geradezu zu schweben . . . Jetzt taucht der Kerl in eine Runse, verliert sich im Latschengestrüpp, wird wieder sichtbar, scheint einen Moment die Richtung mit sich zu beraten, sichert eine Weile in die Runde, und der Herzog muß zitternd zuschauen, wie ihm der Wilderer, der hier in seinen Gründen pirscht, immer unerreichbarer wird . . .

Falkenscharf beobachtet er weiter durch den Naturschirm der Latschen, ob der Kerl nicht etwa die Böschung heraufkommt, wenn er den Förster da drüben wittert. Weiß Gott! Da kraxelt er empor . . . Oben am Felsenbande äsen Gemsen mit spielenden Kitzen. Frech und durchaus jagdberechtigt nähert er sich. Gierig funkeln seine Augen beim Anblick des Wildes. Der Herzog bebt vor Wut und Rachgier. Er weiß, wen er vor sich hat: den Berghofer Wastl. Wie der Lump den Lauf richtet und anbacken will, schreit er: „Halt!“

Sofort steht der andere still und — — dreht dem Herzog den Rücken. Es hilft dem hohen Herrn nichts, daß er ihn mit den beleidigendsten Worten traktiert. Der Loder steht wie ein Baum.

Was ist da zu machen? In den Rücken schießen darf er ihn nicht. Vortreten und sich in ein Handgemenge einlassen — dazu ist ihm sein Leben zu lieb. Er wartet verblüfft und überlegt. Aber er wartet zu lange. Schon hat der Terrainkundige Rettung erspäht. Ein Todessprung auf die Felsplatte, ein kurzes Drehen auf dem Gestein und — er ist um die Gratecke verschwunden. Gleich darauf tuscht's. Sein letzter Gruß . . . . .

Der Herzog schickt dem Überkühnen einen kräftigen Kernfluch und einen furchtbaren Racheschwur nach. Das ist alles, was er noch kann . . . .

Tage vergehen. Unermüdlich sucht der Herzog mit seinem Förster das Revier ab. Manchmal geht's über weichen Almboden und liebliche Schluchten — meistens aber durch grausige Hochwaldwildnis, über steile Firnen. An berüchtigter Stelle liegt er wieder auf der Lauer und wieder will es der Zufall, daß der begleitende Jäger von ihm entfernt ist, — zwar nur auf Hörweite, aber doch eben entfernt.

Schon sinkt die Sonne und umfängt mit ihren letzten violetten Strahlen die Zacken und Halden. Da — ein Schuß aus nächster Nähe . . . Geduckt kriecht seine Hoheit aus den Latschen hervor und lugt um die Felsnase . . . Dort kniet der Kerl, hat die Hemdärmel aufgestülpt und ist mit dem Aufbrechen eines kapitalen Zehnenders sorglos beschäftigt, als sei er der Jagdherr . . . Mutig und majestätisch tritt der Herzog aus dem Gestrüpp. Das Gewehr schußfertig an die Hüfte haltend, ruft er mit Donnerstimme:

„Halt, Wilddieb! Nicht gerührt . . .! Du bist mein Arrestant!“

Ohne sich im geringsten stören zu lassen, hebt der Angerufene den Kopf mit dem — natürlich falschen — mächtigen Vollbarte nur ganz leicht in die Höhe.

„Pressiert's?“ fragt er keck. „Wär' doch sündschad, wenn i mei Arbeit net fertig machen kunnt' . . .“ Und geschäftig neigt er sich wieder nieder zu der königlichen Beute.

„Hund verdammter!“ schreit der Herzog außer sich. „Stehst net gleich auf? Ruhig vor mir hergeh'n tust, sonst bist des Todes . . . Sollst g'sagt haben, wir Jäger könnten nicht schießen. Ich steh' dafür, daß ich dich nicht fehle . . .“

Der Wilddieb richtet sich auf den Knien empor und deutet boshaft lächelnd mit dem Daumen über seine Schulter zur Sandreiße hinauf. Seelenruhig sagt er:

„Gift di net . . . I will's schon glauben, daß du gut schießen kannst. Aber die da droben können's noch besser . . .“

Der Herzog wird blaß, wie er da oben zwei Schützen im Anschlag liegen sieht — die Mündungen ihrer Büchsen auf ihn gerichtet . . .

Der Wilddieb lacht behaglich: „Hast g'meint, der Berghofer Wast'l is so dumm? Jetzt bist stad. Jetzt is die Reih' an mir, du!“ Und mit unheimlich flackernden Augen fährt er fort: „Hahn in Ruh' und net g'rührt . . . Jetzt bist du mein Arrestant . . . Du gehst pfeilgrad, als wär' nix passiert, und wenn dein Jager, der grad aufihatscht, zu dir stößt, dann tust dein' Hut runter und grüßt mi, als ob i ein Spezi von dir wär'. Hast mich verstanden . . .? Anders is's um dich g'fehlt . . . .“

Der Jagdherr starrte den eiskalten Tropf wie gebannt an. So viel Unverfrorenheit und Kaltblütigkeit ist ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen . . . Er sah ein, da gab es keinen anderen Ausweg, also tat er knirschend, wie ihm befohlen war. Zum Glück fand der Förster nicht herauf, sondern verfolgte eine andere Spur. Da brauchte er doch nicht Zeuge seiner Blamage zu sein . . .

Einen Vorteil aber hatte die Begegnung mit dem „ausg'schamten“ Wilderer doch. Der Lump mied von nun an des Herzogs Jagdrevier und wechselte mit seinen frechen Lüsten und liederlichen Kumpannen über die Grenze, dort sein Unwesen zu treiben. Nur noch ein einziges Mal hat ihn der hohe Herr angetroffen — am Jahrmarktstag war's, in Schlernbach.

Am Ausgang der Felsschlucht, wo die Heerstraßen zusammenlaufen, hatte man Buden und Zelte aufgeschlagen, in denen man alles fand, was man in Haus und Wirtschaft braucht. Da die Bauern alle Neuanschaffungen bis auf diesen Tag aufgespart hatten, kauften sie nun wacker ein: bäuerliche Geräte, Werkzeug, Kleiderschmuck. Feilschend und marktend gingen die Weiber umher, prüfend und wählend die Männer. Drüben fuhren die Kinder Karussel, unter der Linde stellten sich die Paare zum Tanze auf.

Nachdem der Herzog einige Zeit interessiert beim „Hosenlupfen“ zugeschaut hatte, wobei die Burschen die sehnige Kraft ihrer Arme erprobten, suchte er den Schießstand auf. Da beobachtete er einen Schützen, der die plump gemalte, zur Zielscheibe dienende Gemse immer aufs Blatt traf. Der Herzog nahm ihn schärfer aufs Korn, und obgleich gut gekleidet, wohlgepflegt und bartlos, erkannte sein scharfes Jägerauge den Berghofer Wastl dennoch. Der schien den Blick zu fühlen und drehte sich jäh um. Aug' in Aug' stand er zum ersten Male seit jenem Abend dem Jagdherrn gegenüber, den er so unverschämt um seine besten Stücke gebracht hatte. Ruhig hielt er den drohenden Blick aus. Dem Herzog stieg die Zornröte ins Gesicht.

„Warum grüßt du mich nicht, Bursche?“ rief er ihn an.

„I kenn' Euch ja net,“ antwortete der Wastl lakonisch.

„So? Du kennst mich nicht? Dann will ich dir sagen, wer ich bin . . .“ brauste der hohe Herr auf. Im letzten Moment sah er aber doch von der Erneuerung einer Bekanntschaft ab, die ihm einmal eine solch schmähliche Niederlage bereitet hatte, und sagte etwas anderes, als er anfangs gewollt:

„Ich bin der Herzog von Breda . . .“

„Soso,“ nickte der Wastl gleichgültig, „dann schaun 'S nur, daß Sie die schöne Stellung net verlieren . . .“

Sprach's und verlor sich, seine Pfeife schmauchend, ohne Gruß gemächlich im Gedränge.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0010

Die Unschuld ist nicht, daß sie ewig lebe,
Sie soll nur einen Tod erwerben,
Der sie mit Glorie umgebe —
Drum muß sie an der Liebe sterben.

Fürs Haus.

Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute nur wird es erhascht.
Entwenden mußt du's oder rauben
Eh' dich die Mißgunst überrascht.

Neue Liebe.

Herz, mein Herz, warum so fröhlich,
So voll Unruh' und zerstreut,
Als käm' über Berge selig
Schon die schöne Frühlingszeit?

Weil ein liebes Mädchen wieder
Herzlich an dein Herz sich drückt,
Schaust du fröhlich auf und nieder,
Erd und Himmel dich erquickt.

Und ich hab' die Fenster offen,
Neu zieh' in die Welt hinein
Altes Bangen, altes Hoffen!
Frühling, Frühling soll es sein!

Still kann ich hier nicht mehr bleiben,
Durch die Brust ein Singen irrt,
Doch zu licht ist's mir zum Schreiben,
Und ich bin so froh verwirrt.

Also schlend'r ich durch die Gassen,
Menschen gehen her und hin,
Weiß nicht, was ich tu' und lasse,
Nur, daß ich so glücklich bin.

Eichendorff.

Ein Kreisspiel,

das von sehr vielen Kindern gespielt werden kann, ist das folgende:

Es werden vier Kreise gebildet, von denen immer der eine so viel größer ist, daß er den anderen bequem in sich aufnehmen kann, und diesem noch Platz zur freien Bewegung bleibt. Der mittlere Kreis ist der kleinste, ihm folgen noch die drei anderen in entsprechender Größe. Je nach Gefallen können sich die Teilnehmer mit den Abzeichen der besungenen Jahreszeit versehen, also Blumen oder grüne Zweiglein tragen oder anstecken. Während sich der Kreis in der Mitte und der dritte Kreis von rechts nach links bewegt, drehen sich die Kinder des zweiten und des äußersten Kreises von links nach rechts. Dabei singt nach dem erstmaligen Drehen der Frühlingskreis (der mittelste) nach der Melodie: „O, Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter“:

O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Du kannst mir sehr gefallen:
Das klare Bächlein rinnet frei,
Mit Blüten kommt der schöne Mai.
„O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!“

Dann stehen die Sängerinnen still, und der zweite Kreis, der Sommerkreis, beginnt:

O Sommerszeit, o Sommerszeit,
Du kannst mir sehr gefallen.
Das gold'ne Korn nun wogt und weht,
Das Bäumlein voller Früchte steht.
„O Sommerszeit, o Sommerszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!“

Darauf folgt der dritte, der Herbstkreis mit den Worten:

O brauner Herbst, o brauner Herbst,
Du kannst mir sehr gefallen.
Das bunte Laub glänzt durch den Wald,
Die Traube winkt; das Jagdhorn schallt.
„O brauner Herbst, o brauner Herbst,
Du kannst mir sehr gefallen!“

Den Beschluß macht der Winterreigen. Er singt, während alle Übrigen zuhören:

O Winterszeit, o Winterszeit,
Du kannst mir sehr gefallen.
Das blanke Eis und weißen Schnee
Bringt Weihnachten, juchhe, juchhe!
„O Winterszeit, o Winterszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!“

Nachdem sich dann noch jeder Kreis einmal in der ihm angegebenen Richtung herumbewegt hat, und dadurch ein recht munteres Getriebe bewirkt wurde, lösen sich alle Kreise nacheinander auf. Auf alle Zuschauer wird das Ganze unbedingt einen sehr guten Eindruck machen.

Für die Küche.

Zehren und gasten leert Keller und Kasten.

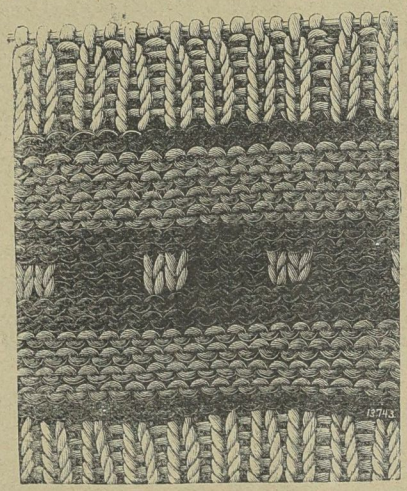
Kräutersuppe. Für 6 Personen, in einer Stunde herzustellen. 2 Stengel Lauch, 2 kleine Salatköpfe, Sauerampfer und Kerbel — alles gut gewaschen — werden grob gehackt und in Butter geschwitzt, in die man zuerst den Lauch, sodann Salat und Sauerampfer, und zuletzt den Kerbel gibt. Ist alles gut durchdünstet, so füllt man mit warmem Wasser, oder noch besser mit dem Kochwasser von grünen Erbsen, auf und kocht die Suppe mit Salz und Pfeffer eine Stunde lang. 4 Eigelb zerschlägt man mit ⅛ Liter Rahm und etwas Fleischextrakt und gibt einige Flocken frische Butter hinein. Damit zieht man die Suppe in letzter Minute ab und serviert sie mit frisch gerösteten Weißbrotwürfeln.

Omeletten auf genuesische Art. Man schlägt Eier nach Belieben auf, tut zartgeschnittene Petersilie, Pfeffer, Salz, etwas süßen Rahm dazu und rührt es durcheinander. Dann reinigt man Sardellen nach Verhältnis der Eier, bäckt Omeletten von dem Teig; wenn sie halb gebacken sind, gibt man Sardellen darauf, wendet sie um und bäckt sie vollends.

Hauswirtschaft.

Wonach man ringt — das gelingt.

Tassen aus Porzellan sind darauf hin zu prüfen, ob ihre Untertasse keinen scharfen Rand hat. Bei dauerndem Gebrauch sind diese scharfen Ränder minderwertigen Geschirres ein Feind der Tischdecken. Ebenso ist darauf zu achten, ob der obere Rand ganz glatt ist, da er bei mangelhafter Glasierung sehr leicht grau und unansehnlich wird und dadurch das Trinkgefäß einen unappetitlichen Eindruck macht.



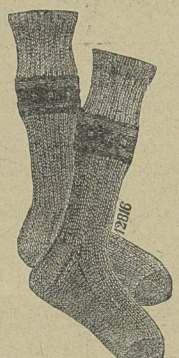
Naturgroßes Detail zu den Strickstrümpfen.

Um Gummiarabikum klebfähiger zu machen, gibt man zu 250 Gramm konzentrierter Gummilösung einen Zusatz von 2 Gramm kristallisierter schwefelsaurer Tonerde, gelöst in 20 Gramm Wasser.

Arbeitskörbchen.

Segen ist der Mühe Lohn.

Gestrickte Kinderstrümpfe. (Hierzu Abbildung und naturgroßes Detail.) Erklärung der Abkürzungen: M. = Masche, r. = rechts, l. = links. Fahlblaue, weinrote und schwarze Strickwolle in Stärke von Zephirwolle verarbeitet man zu diesen Strümpfen. An den Originalen betrug die Beinlänge (bis zur Ferse) 22 Zentimeter, während die Fußlänge 17½ Zentimeter betrug. Die Strümpfe können auch in jeder anderen Größe hergestellt werden, man richtet sich mit den Maßen am besten nach einem gut passenden, vorhandenen Strumpf. Mit der weinroten Wolle schlägt man 48 M. oder eine andere, jedoch durch 6 teilbare Maschenanzahl auf, verteilt sie auf 4 Nadeln und strickt in der Runde zunächst 10 Runden, bestehend aus abwechselnd 1 M. r. und 1 M. l.; danach folgen 22 ebensolche Runden mit der fahlblauen Wolle. Nach diesen 22 Runden strickt man mit schwarzer Wolle 1 Runde r. und 1 Runde l., darauf folgen mit roter Wolle 1 Runde r. und 4 Runden l. und mit schwarzer Wolle 1 Runde r. und 2 Runden l. In den beiden nächsten Runden wechseln stets 4 M. l. aus schwarzer Wolle mit 2 Maschen r. aus blauer Wolle ab; hierbei ist der schwarze Arbeitsfaden hinter den blauen M. lose mitzuführen, ebenso ist mit dem blauen Faden zu verfahren. Sind diese beiden Runden beendet, so strickt man mit der schwarzen Wolle weiter wie folgt: 1 Runde r. und 2 Runden l., nun wieder mit roter Wolle 1 Runde r. und 4 Runden l., dann folgen mit schwarzer Wolle 1 Runde r. und 1 Runde l. Nach Beendigung dieses Musterstreifens, der mit dem Detail in natürlicher Größe gezeigt ist, folgen nun 1 Runde r. und 39 Runden mit fahlblauer Wolle, bestehend aus abwechselnd 1 M. r. und 1 M. l. Jetzt folgt die über 2 Nadeln (24 M.) und 24 Reihen hoch in bekannter Weise gestrickte Ferse, die seitlich und in der Mitte je 12 Nähtchen hat, dann die Kappe, die gleichfalls in der Mitte mit Nähtchen zu stricken ist. Von hier aus ist nun für den Fuß weiter zu stricken, und zwar das Blatt (oben) abwechselnd 1 M. r. und 1 M. l. und die Sohle nur r.; nach der Kappe ist seitlich in jeder 2. Runde 14mal l. abzunehmen, danach folgen noch 28 Runden ohne Abnehmen. Die Spitze wird mit roter Wolle gestrickt; in jeder 2. Runde wird von Anfang an in jeder Runde 4mal abgenommen, und zwar je 2mal nach 2 M. Zwischenraum an jeder gegenüberliegenden Seite. Zuletzt sind alle Fadenenden gut auf der linken Seite zu befestigen.



Gestrickte Kinderstrümpfe. (Siehe Text.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexierbild.

„Ach, da kommt der junge Dichter und will heut' um mich werben. Und hier kommt Papa und macht ein so finsteres Gesicht!"

Humor des Auslandes. Der Oberregisseur zerbrach sich vergeblich den Kopf. „Etwas muß geschehen," wiederholte er bitter. „Das Publikum erwartet von uns, daß wir irgend etwas tun, um dem Direktor unsere Achtung zu beweisen, jetzt wo er tot ist." — „Wie wäre es, wenn wir das Theater am Begräbnistag schlössen?" schlug der zweite Regisseur vor. — „Bei diesem Geschäft? Sie sind ein Esel, ein großer Esel. Nein; stecken Sie den Chor in schwarze Strümpfe." — Und so geschah es. — — — „Ich höre, daß Klexer kürzlich wunderbares Glück mit seinen Bildern gehabt hat." — „Wie viele hat er verkauft?" — „Eins." — „Nur eins? Und das nennen Sie wunderbar?" — „Ja, und ob! Ich habe seine Bilder nämlich gesehen." — — — Ein gewisser Herr stand in dem Rufe, nicht imstande zu sein, auf eine einfache Frage mit einem einfachen „Ja" oder „Nein" zu antworten. Eines Tages unterhielten sich zwei Damen seiner Bekanntschaft über seine Eigenart und die eine von ihnen gab ihrer Überzeugung Ausdruck, daß sie dieses geschwätzige Individuum dahin bringen werde, einfach „Nein" zu sagen. Als sie das nächste Mal den Herrn trafen, meinte sie: „Lassen Sie mal sehen, Herr Robinson, Sie sind Witwer, nicht wahr?" — „So sehr Witwer, gnädige Frau," antwortete er mit einer höflichen Verneigung, „wie das bei einem Manne möglich ist, der nie verheiratet war." — — — „Ich bat sie, ihren großen Hut abzusetzen, damit ich die Bühne sehen könne." — „Und sie tat es nicht?" — „Nein; sie sagte, wenn sie ihren Hut auf ihren Schoß lege, könne sie die Bühne selbst nicht sehen."

Nichts zu machen. In einer kleinen Provinzstadt nahm ich kürzlich im Hotel ein Zimmer. Schon am ersten Abend merkte ich, daß der Kellner ein fauler Bursche war und mich sehr nachlässig bediente. Als mir die Sache zu toll wurde, verlangte ich das Beschwerdebuch. Der Kellner antwortete mir: „Das Beschwerdebuch ist voll." „Dann möchte ich den Wirt sprechen!" entgegnete ich. „Der ist auch voll," sagte der Kellner.

Anzeige. Warne hiermit jedermann, die von meinem entflogenen Papagei über mich verbreiteten ungünstigen Gerüchte weiterzuverbreiten, da ich sonst die Hilfe des Staatsanwalts in Anspruch nehmen müßte. Rentier Grimmel.

Warnungszeichen. Gast (der im Adreßbuch die Wohnung eines Arztes sucht): „Sagen Sie mal, hier stehen hinter verschiedenen Namen Kreuzchen — was bedeutet das?" — Wirt: „Das haben meine Stammgäst' gemacht! Dös san nämlich die Ärzt', die 's Bier verbieten!"

Glossen.

Je mehr Trachten ein Mann seiner Frau kauft, in desto größerer Eintracht lebt er mit ihr.

Der Mensch kann alles ertragen,
Nur keine Reihe von — Autowagen.

Gut erklärt. Sie: „Die Frau Steuerrat lädt mich zum Kränzchen ein — unten steht: U. A. w. g., was heißt denn das?" — Er: „Jedenfalls: „Unter anderm wird geklatscht"."

Vielversprechend. Schneider: „Wann soll ich denn mit der Rechnung kommen?" — „Das ist mir gleich! Meinetwegen können Sie die nächste Woche schon anfangen!"

Bilderrätsel.

Ergänzungsrätsel.

Die nachstehenden Wortreste sind zu Hauptwörtern zu ergänzen, indem an Stelle der Striche passende Buchstaben, und zwar bei jedem Wort die gleichen, gesetzt werden:

—uf, —n, —g, —eiter, —ka, —ry, Le—, E—, Wei—, Ko—, He—, Ge—, We—, O—, Bi—, Bo—, Au—.

Logogriph.

Mit „b" wird's von Feinschmeckern viel verzehrt,
Buchhändler aber haben's nie begehrt.
Mit „i" studiert's der Mathematikus,
Mit „m" liegt es am schönen Donaufluß.

Buchstabenrätsel.

Wir lassen uns bald trauen,
Mit „b" verkünd' ich's laut:
Ein „w" von allen Frauen
Ist meine liebe Braut.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Skatausgabe.

V. sagt aufgedecktes Großspiel an (oder wo dies nicht üblich: Grand Schwarz). Da beide Gegner aufgedeckten Null spielen wollten, war es klar, daß keiner bB oder bA haben konnte, diese Blätter als die einzigen, die von b draußen waren, also im Skat liegen mußten. Ferner hatte M. erst d-Handspiel machen wollen, mußte also mehrere Blätter von d haben, und da er dann sich auf Nullouvert verstieg, mußte er die d-Flöte mit den unteren Blättern haben; dB mußte bei ihm sitzen, da H., welcher selbst Nullouvert spielen wollte, von d höchstens die 8 haben konnte. Wenn aber M. mindestens 7 Blätter von d hatte, konnte er den cB nicht ebenfalls haben, weil die 5 außenstehenden Blätter von c, nämlich cD, B, 9, 7, in einer Hand sitzen mußten, mithin für diese Gruppe bei M. kein Platz mehr war. Da sonach bB und bA lag, und die beiden untersten Jungen verteilt saßen, konnte V. seinen aufgedeckten Grand spielen.

Kartenverteilung:

V. aB, b10, K, D, 9, 8, 7; cA, 10, K.
M. dB; a8; c8; dA, 10, K, D, 9, 8, 7.
H. cB, aA, 10, K, D, 9, 7; cD, 9, 7.
Skat: bB, bA.

V. nimmt alle Stiche.

Rätselhafte Inschrift.

Du! Ob's da Teifel is? Stink'n tut a gnua!

Tauschrätsel.

Wind, Lende, Zier; Mann, Feier, Rechen, Horn, Retter; Wall, Made, Lage, Posten; Kanne, Last, Name, Tanne, Bein, Leier, Backen, Wahl, Karte; Gast, Eier, Welle, Sinn, Neid, Main, Reh, Zahn. — **Wer nicht wagt, kann nicht gewinnen.**

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint Mittwoch und Sonnabend. **Abonnementspreis** vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen: Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privatanzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg. **Inserate** werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 36. | Nebra, Sonnabend, 4. Mai 1912. | 25. Jahrgang.

Zur Duellfrage.

⊕ In der Budgetkommission des Reichstages gab der preußische Kriegsminister v. Heeringen eine eingehende Erläuterung zur Duellfrage, über die er sich kürzlich im Reichstage äußerst scharf ausgesprochen hatte. Es handelte sich damals um den Fall des Sanitätsoffiziers Dr. Sambeth, der aus religiösen Grunden ein Duell verweigert hatte und dem dann nahegelegt worden war, seinen Abschied zu nehmen, obwohl der Kaiser entschieden hatte, daß „eine Duellverweigerung aus religiösen Gründen nicht zum Gegenstande einer ehrengerichtlichen Untersuchung gemacht werden könne.“ Zu seiner Äußerung im Reichstage, daß ein Mann, der das Duell als standesgemäße Genugtuung verweigere, nicht im Offizierskorps verbleiben könne, erklärte jetzt Herr v. Heeringen: „Der Herr Abg. Erzberger (Zentr.) bezeichnete am 24. April die über die Verabschiedung des Oberarztes Dr. Sambeth ergangene Allerhöchste Order als einen „Schlag gegen das christliche Volk“. In der Erregung darüber gab ich meiner Erwiderung eine

ungewollt scharf klingende Fassung,

die zu meinem Bedauern zu vielen Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat. Ich habe niemals im Sinn gehabt, einen Herrn, der aus reinen und edlen Motiven Duellgegner ist, als weniger würdig anzusehen. Ich habe den mir von der Presse in den Mund gelegten Ausdruck: „Paßt nicht in die gesellschaftlichen Kreise“, wie der Einblick in das unkorrigierte Stenogramm zeigt, überhaupt nicht gebraucht. Ich würde mich mit einer Herabsetzung dieser Gegner des Zweikampfes auch mit der angegriffenen kaiserlichen Order in schroffen Gegensatz gebracht haben, denn diese vertritt ja gerade den umgekehrten Standpunkt, nämlich daß hier überhaupt keine unehrenhafte Handlung vorliege. Dr. Sambeth hatte sich jedoch mit der Begründung seiner Duellverweigerung in Gegensatz zu seinen Standesgenossen gebracht. Seine Auffassung — und die meinte ich bei meiner Erwiderung — gipfelte darin, daß er den Zweikampf mit seinem Beleidiger ablehne in Rücksicht auf die göttlichen Gebote, die menschlichen Gesetze, die logische Vernunftlehre, seine Stellung als Familienvater und die Genugtuungs-Unfähigkeit seines Gegners. Für die letztere Behauptung konnte er nichts als dessen angeblich schlechte finanzielle Verhältnisse anführen. Wenn die Allerhöchste Order den Dr. Sambeth zur Einreichung seines Abschiedsgesuches veranlaßte, so hat sie damit

keinen neuen Grundsatz

aufgestellt, sondern das vertreten, was in der deutschen Armee von jeher geherrscht hat und noch herrscht, und das bei den zahlreichen Duelldebatten im Reichstage in den Erklärungen meiner Amtsvorgänger stets Ausdruck gefunden hat. Danach steht die Duellverweigerung in einem so scharfen Widerspruch zu den in der Armee und in weiten Kreisen darüber hinaus tatsächlich herrschenden Anschauungen über die Wiederherstellung verletzter Ehre, daß Offiziere, die im gegebenen Falle den Zweikampf verweigern, in einen Gegensatz zu Grundüberzeugungen ihrer Kameraden geraten, der nicht ertragen werden kann. Trotzdem sehe auch ich den

Zweikampf als ein Übel

an und werde wie bisher mit allen Mitteln zu dessen Einschränkung beitragen, wie dies meine Pflicht als Kriegsminister ist. Seine gewaltsame Beseitigung ist aber nicht möglich. Die Allerhöchste Order vom 1. Januar 1897 weist den praktischen Weg, das Duell nach Möglichkeit einzuschränken. Infolgedessen ist dasselbe wegen nichtiger Ursachen aus der Armee überhaupt verschwunden. Ein voller Erfolg wird aber erst möglich sein, namentlich bei Zusammenstößen zwischen Mitgliedern der Armee und Personen außerhalb derselben, wenn durch eine Änderung der Gesetzgebung der

Schutz der persönlichen Ehre

verstärkt worden ist. Die Duellfrage schließt die schwersten ethischen Konflikte in sich. Sie kann nicht kurzerhand durch den Gesetzgeber gelöst werden. Dies ist auch von grundsätzlichen Duellgegnern wiederholt, wenn auch beklagt, so doch zugegeben worden.“ Diese Erklärung des Kriegsministers, die Herr von Heeringen ziemlich schnell verlesen hatte, wurde auf Wunsch der Kommission zu Protokoll gegeben, ihre Besprechung aber bis auf weiteres vertagt. Inzwischen haben die Sozialdemokraten den Antrag eingebracht, „den Reichskanzler zu ersuchen, er möge die erforderlichen Schritte tun, um dem gesetzwidrigen Duellwesen im Heere dadurch ein Ende zu machen, daß ein jeder Offizier oder Militärbeamter, der zum Duell herausfordert oder eine Herausforderung annimmt, oder sonst bei einem Duell mitwirkt, oder durch die Androhung mit Benachteiligungen irgend welcher Art einen Angehörigen des Heeres zum Duell veranlaßt, mit

Entfernung aus dem Heere

bestraft wird.“ Wie verlautet, sollen auch Angehörige andrer Parteien entschlossen sein, für diesen Antrag zu stimmen. Die Duellfrage wird also vorläufig in der Schwebe bleiben, und es besteht die Möglichkeit, daß entweder das Militärstrafgesetzbuch eine entsprechende Änderung erfährt, oder aber — das ist der Weg, den Herr v. Heeringen gewiesen hat — daß dem neuen Strafgesetzbuch, dessen Beratung ja in Aussicht steht, sehr scharfe Bestimmungen über die Ahndung von Beleidigungen eingefügt werden. Alles in allem: Die Duellfrage ist eine der heikelsten Angelegenheiten, und daß sie jetzt zu einer grundsätzlichen Entscheidung gebracht werden soll, wird sicher nicht dazu beitragen, die innerpolitischen Gegensätze zu vermindern.

Aus dem Reichstage.

Der Reichstag setzte am Dienstag die Beratung des Kolonialetats fort. Abg. Waldstein (fortschr. Vp.) forderte Erschließung der Kolonien durch Bahnen und einen Kolonialgerichtshof in Hamburg. Abg. v. Liebert (Rp.) verwahrte sich gegen die Verunglimpfung der Missionen. Der Gouverneurwechsel sei nicht erfreulich. Die Regierung sollte die Grenzen für Neukamerun bald festsetzen. Keine Nation kümmere sich so sehr um Kulturförderung wie die deutsche. Abg. Noske (soz.) meinte, vom Diamantenrummel habe das deutsche Volk nicht den geringsten Vorteil. Gegen wirklich kulturelle Aufschließung rückständiger Gebiete habe seine Partei [illegible]s. Der Nationalwohlstand sei durch die Kolonien um keinen Pfennig gebessert worden. Die Baumwollenkultur unterstütze auch er. Staatssekretär des Kolonialamts Dr. Solf erklärte, daß er lediglich das Programm seiner Vorgänger befolgen werde. Er werde die Schutzgebiete so weit wie möglich fördern. Die Kolonien seien kein Tummelplatz für Parteiinteressen. Deutschland könne hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken. Die Ausweisungsbefugnis müsse dem Gouverneur erhalten bleiben. Die Bekämpfung der Haussklaverei gehe vorwärts. Die Tarife der Bahnen werden allmählich den Verhältnissen angepaßt. Die Kolonialschule in Witzenhausen werde in Zukunft höher unterstützt werden. Abg. Schwarze-Lippstadt (Zentr.) stellte fest, daß sich alle Parteien über die Bedeutung der Kolonien einig seien.

Am 1. d. Mts. erklärt das Haus zunächst die Wahl des Abg. Kreth (kons.) für gültig und beschließt Beweiserhebungen über die Wahl des Abg. Haupt (soz.).

Darauf wird die erste Lesung des Kolonialetats fortgesetzt.

Abg. Paasche (nat.-lib.): Da die Kolonialpolitik auch im Interesse der Arbeiter liegt, sollten die Sozialdemokraten ebenso wie die andern Parteien des Hauses daran mitarbeiten. Sie sollten doch auch anerkennen, was in [...] schieht. Die Freisinnigen [...] schauungen über die Kolon[...] mit ihnen Hand in Hand [...] Deutschland jenseits des [...] kratische Behauptung, i[...] Arbeitstiere hingestellt, ist [...] rügt den Ausdruck.) Ob[...] wir den amerikanischen S[...] fallen. Wir dürfen nicht [...] sein. Der Alkohol muß b[...]

Abg. Müller-Meini[ngen ...] neuen Kolonien am Kongo [...] wenn wir auf Güterzuflu[...] rechnen können. Jetzt [...] Regierung Zölle und Abga[...] des im Kongostaate erwor[...] Das sind

grobe Verletzunge[n ...]

Was wird die deutsche [...] Auch Frankreich läßt si[...] Übergriffe zuschulden kom[...] Jagdordnung ist zu beg[...] rottung der Vögel, z. B. [...] gegangen werden. Für di[...] nisse fordern wir ein [...] Kolonie ein eigenes Verwa[...] recht. Nur 5 Prozent [...] Regierungsschulen und 9[...] schulen. Welches sind die A[...]

Abg. Mumm (wirtsch.[...]) Nur die Sozialdemokraten [...] sie werden so bald nicht [...] hat Herr Henke heute ein [...] stück getrunken, er stamm[...] Oder vielleicht hat Frau [...] ein Küchlein bereitet, mit [...] Südsee-Kolonien. Wir f[...] eine weitere Einschränkung [...] Brüsseler Konferenz zur [...] Spirituosenhandels soll ba[...] Einmütig erkennt der Rei[...] der Missionare an.

Abg. Ledebour (soz.): Wir erleben es immer wieder: wenn neue Mitglieder oder neue Minister hier erscheinen, dann glauben sie, uns Sozialdemokraten gute Lehren geben zu können. Der Staatssekretär will uns nur 5 Jahre bis zu unsrer Bekehrung zubilligen. Wenn er in Samoas Fluren wandelte, Blumen im lockigen Haar (Der Staatssekretär schüttelt verneinend den Kopf), dann hat er wohl die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ gelesen oder Blätter ähnlichen Kalibers. Gewiß,

wir bekämpfen die Kolonialpolitik,

die Aneignung der Kolonien, die Unterjochung fremder Völker, die Ausrottung der Hereros, — diese ganze kulturzerstörende Arbeit, die die deutsche Reichsverwaltung besonders in früheren Jahren geübt hat. Gleichzeitig aber arbeiten wir positiv mit, um das Los der unterjochten Völker möglichst zu bessern.

Abg. Colshorn (Welfe): Gar zu optimistisch soll man die Baumwollkultur in unsern Kolonien doch nicht ansehen.

Abg. Davidsohn (soz.): Durch Zwangsmittel kann man den Eingeborenen den Alkoholgenuß nicht abgewöhnen. Nur Vorbilder, die die Weißen geben sollten, können die Neger beeinflussen. Die Neger sagen von einem betrunkenen Schwarzen: Er ist betrunken wie ein Weißer! Das läßt tief blicken. Frankreich hat bisher alle Bestrebungen zur Bekämpfung des Alkoholismus unterbunden.

Die allgemeine Aussprache schließt. Die Resolution Mumm wird angenommen.

Der Etat des Reichskolonialamtes wird erledigt. Es folgt der Etat für Ostafrika.

Eine Resolution der Budgetkommission fordert die Abschaffung der Haussklaverei in Ostafrika vom 1. Januar 1920 ab.

Abg. Erzberger (Zentr.): Herr Henke hat behauptet, Herr Rohrbach hätte in einem Buche geschrieben, die katholischen Neger beten das Marienbild an. Herr Rohrbach teilt mir mit, daß er das nicht geschrieben hat. In Herrn Henkes Stenogramm steht nun auf einmal nur: „Die Neger verehren das Marienbild.“ Ich habe mir das unkorrigierte Stenogramm geben lassen, und dort steht deutlich: „beten“. Nachdem ich Protest erhoben hatte, ändert also Herr Henke das Stenogramm.

Abg. Arendt (Rpt.): Hoffentlich zieht nun Frieden in Ostafrika ein. Wenn Ostafrika hochgekommen ist, so geschah das nicht durch, sondern trotz Herrn v. Rechenberg. Er hat die Entwicklung nicht gefördert, sondern gehemmt. Ewiger Streit zwischen den Ansiedlern und dem Gouvernement war die Folge. Ich bitte, die Salzverbrauchsabgabe und die der besonderen Währung in Erwägung zu ziehen.

Die Bahntarife sollten erniedrigt

werden, sonst wird die Bahn zum Verkehrshindernis. Hoffentlich bleibt Ostafrika auch unter dem neuen Gouverneur die erste unter den Kolonien.

Abg. Henke (soz.): Die Feststellungen des Abg. Erzberger sind an sich richtig. Gewiß habe ich das Wort geändert, aber gegenüber einem Marienbilde erschien mir das Wort „verehren“ richtiger. Angriffe auf die Missionare habe ich nicht gemacht. Ich habe neulich nur die Missionare als Vorkämpfer des Kapitalismus gekennzeichnet.

Abg. Erzberger (Zentr.): Diese Auffassung ist unrichtig. Wir halten die Hebung der Kaufkraft der Eingeborenen für das wichtigste Mittel zur Hebung der Kolonie und die wichtigste Aufgabe des neuen Gouverneurs.

Abg. Noske (soz.): Mit den neuen Gewinn[...] [...]ndt zu sehen [...] vorsichtig sein. [...], sondern auch [...] [...]s haben die [...]esagt? Eine [...]iste, und jetzt [...]ortschritt wäre [...]tische Kolonial[...] [...]frika lassen sich [...]t wasserarmen

[...] (kons.): Wir [...]en. Möge sich [...] den Kolonien [...]verneur von [...]ist stets gerade[...] [...] nach links zu

[...]ng der Haus[...] [...]Etat wird be[...]

[...]un.

[...]strebungen der [...]chaft an und [...]ik, die die Ein[...]

[...]auert, daß der [...]ükamerun ab[...] [...]kratischen Vor[...] [...]n Gründungen

[...]erheblicher De[...] [...]ür Togo und

[...]schau.

[...]m 17. d. Mts. [...] des Innern,

Delbrück, den Vorsitzenden der Seeberufsgenossenschaft, Krogmann, und andre Sachverständige empfangen, um einen Vortrag über die Sicherheitsvorkehrungen an Bord der deutschen Passagierdampfer, insbesondere auch an Bord des neuen Riesenpassagierdampfers „Imperator“, entgegen zu nehmen.

⊕ Das Gerücht, der kürzlich aus dem Amte geschiedene Reichsschatzsekretär Wermuth sei für den Posten eines Oberbürgermeisters von Frankfurt a. M. ausersehen und habe erklärt, eine auf ihn entfallende Wahl annehmen zu wollen, bestätigt sich nicht.

* Die durch den Rücktritt des Zentrumsabg. Roeren im Wahlkreise Saarburg-Merzig notwendig gewordene Reichstagsersatzwahl ist auf den 20. Mai festgesetzt worden.

Österreich-Ungarn.

⊕ Der neue österreichische Minister des Auswärtigen Graf Berchthold gab in den Delegationen (dem Vertretungskörper beider Reichshälften) eine Erklärung über Österreich-Ungarns auswärtige Politik ab, in der er hervorhob, daß die Monarchie mit unwandelbarer Treue am Dreibund festhalten, ein gutes Verhältnis zu Rußland pflegen und der Türkei gegenüber strengste Neutralität wahren werde.

England.

* Die Seeleute und Heizer haben beschlossen, künftig nicht auf Schiffen zu arbeiten, auf denen sich chinesische oder nicht gewerkschaftlich organisierte Arbeiter befinden. Sie weigerten sich ferner, sich auf einem Schiff anheuern zu lassen, auf dem kein Beamter der Gewerkschaft beim Anheuern zugegen ist. Der Beschluß fordert schließlich, daß ein Gewerkschaftsbeamter anwesend sein muß, um die Rettungsboote und die Arbeitsordnung vor der Abfahrt des Schiffes zu besichtigen. — Angesichts der Erregung, die aus Anlaß der „Titanic“-Katastrophe in den Kreisen der Seeleute herrscht, werden die Reeder den Wünschen der Mannschaften nachgeben müssen.

Schweden.

* Der sozialdemokratische Bürgermeister von Stockholm, Lindhagen, der zugleich Parlamentsmitglied ist, brachte in der Zweiten Kammer einen Antrag ein, wonach sich das Haus für die Absetzung des Königshauses und für die Abschaffung der Monarchie in Schweden, ferner für die Einführung der Republik und für die Einführung des Einkammersystems aussprechen soll. Weiter verlangte Lindhagen in seinem Antrage, daß alle Männer und Frauen vom 21. Lebensjahre ab das politische Wahlrecht und vom 25. Jahre ab die Wählbarkeit zum Parlament besitzen sollen. Infolge des Antrages kam es wiederholt zu stürmischen Auftritten, die schließlich eine Vertagung der Sitzung notwendig machten.

Portugal.

* In Lissabon ist das Gerücht verbreitet, daß die Parteigänger des Königtums in diesem Monat einen erneuten Versuch machen werden, die Republik zu stürzen. In verschiedenen Städten im Norden wurden Kisten mit Waffen und Munition beschlagnahmt. Der Ministerpräsident macht bekannt, daß die Regierung vor den äußersten Mitteln nicht zurückschrecken werde, um die Sicherheit der Republik aufrecht zu erhalten.

Balkanstaaten.

* Nachdem auch England sich dem Einspruch Rußlands wegen der Schließung der Dardanellen angeschlossen hat, beschloß der türkische Ministerrat, die Durchfahrt durch die Dardanellen wieder zu öffnen, unter der Bedingung, daß die Türkei sich das Recht vorbehält, sie wieder zu schließen, wenn es sich als notwendig herausstellen sollte, und daß die Schiffe streng die früheren Vorschriften über die Benutzung von Lotsen befolgen.

Afrika.

⊕ Die spärlichen Nachrichten, die trotz der französischen strengen Zensur aus Marokko kommen, zeigen, daß die Lage im Scherifenreich immer ernster wird. Nachdem in der Hauptstadt Fez der Aufstand gegen den Sultan und die französischen Machthaber blutig niedergeworfen ist, vereinigen sich jetzt die Stämme im Innern, um einen Verzweiflungskampf gegen die französische Schutzherrschaft zu führen. Zwar stellt man in Paris in Abrede, daß in Marokko sich außergewöhnliche Dinge ereignen; aber die neuen Rüstungen zu Truppentransporten beweisen die Richtigkeit der beunruhigenden Gerüchte. Frankreichs Kampf um Nordafrika scheint erst jetzt zu beginnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219120504-18/fragment/page=0013
DFG